

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Chekla.

Eine Erzählung aus dem Elsaß.

(Nach den Erinnerungen des Barons von Sulz-Ziegelstein.)

Mit einer Abbildung.

I.

Sowie die Schwalben wiederum kamen, erschienen zahlreiche Nomadenfamilien von jenseits des Stroms, die während der schönen Jahreszeit in unserm Lande sich unter unterschiedlichen Vorwänden herumtrieben: Zinngießer, Matten- und Maulwurfsfellenhändler, Geschirrhändler oder Wannenflicker. Unsere Bauern hießen sie nur „Zigeuner“. Die französisch sprechenden Bauern über den Bergen drüben nannten sie „Romanichels“ oder „Bohémiens“. Aber lange nicht alle waren mehr Zigeuner; manche von ihnen entstammten schon gemischten Familien oder kamen aus slavischen Ländern. Eine Wannenflickerfamilie besorgte von Geschlecht zu Geschlecht die kleine Ecke von Marlenheim und Wangen. Sie radebrechte mit uns ein pittoreskes Deutsch von der mährischen Grenze; unter sich sprachen die Mitglieder tschechisch. Indessen muß ich gestehen, daß mich in der Zeit, da die folgende Geschichte sich abspielte, diese ethnographischen Unterschiede wenig interessierten.

Ich zählte damals 8 Jahre und watschelte auf dem Fußpfad von Kirchheim nach Marlenheim daher, schön bei der Hand geführt durch die Gouvernante, Miß Beth Mac-Kentry. Wir gingen die Wiesen am Ufer der Ill entlang. Der Frühling von 1784 hatte just die Weidenläzchen geöffnet, und die Primeln erfüllten die Luft mit ihrem Duft. Das Ziel unserer Reise war die Erledigung eines häuslichen Geschäftes bei einem Wannenflickerpaar, zu dessen ständiger Kundschaft wir gehörten; ihr Karren stand am Ende der Wiesen, am Wasser, unweit der großen Mühlen. Alljähr-

lich wiederholte sich dieser Besuch regelmäßig, und hierbei wurden alle Reparaturen ausgemacht, insofern sie mit Stroh oder Weide zu machen waren. Diese Sorge oblag der Miß Beth, als der Verwalterin des Komplexes von Häusern, Gärten, Höfen und Hühnerhöfen des Schlosses Ziegelstein, des Wohnsitzes meines Großvaters. Mein Interesse konzentrierte sich damals, mit allen Freuden und Sorgen, auf zwei Personen und eine Sache: auf meinen Großvater und Miß Beth einerseits — denn ich hatte Vater und Mutter verloren — und auf das Schloß Ziegelstein, unsere Wohnung, anderseits.

Von einer zahlreichen Familie war nur noch der greise Baron von Sulz-Ziegelstein, mein Großvater, übrig geblieben, ein Stabs-offizier aus dem siebenjährigen Krieg, ich selber, ein Kind von 8 Jahren, und Miß Mac-Kentry, eine alte Jungfer aus Schottland, etwa 40jährig, des Großvaters Bätschen und für mich Begleitdame und Ersatz der Mutter seit meiner Geburt. Hier in kurzem ein Bild dieser beiden Wesen, die ich verehrte, und die mir alles waren. Der Großvater hatte ein Herz wie Gold und ein Temperament wie der Sturm. Miß Beth war lauter Milde und Singsung, stets guter Laune. Der Großvater war groß, hager, trocken; Miß Beth klein, rundlich und mit lächelnder Miene. Was mich betrifft, so war ich noch ein unbeschriebenes Blatt, weder gut noch schlecht; die Zukunft sollte es weisen. Unser Haus sah drein wie alle mittelalterlichen Bauten, die man nach der spätern Mode zurechtgeputzt hat; es war ein Bau mit vier Ecktürmen, umgeben mit Wallgräben, die als Gemüsegärten dienten, und herrlichen Kellerräumen! Der Großvater versicherte, dort habe der gute König Dagobert, der Freund von Sankt Eloi, den Marlenheimer Wein, den Vorlauf, geborgen. . . Aber es ist an der Zeit, daß wir unsern Spaziergang fortsetzen.

Der Karren der Wannenslicker, mit einer grünen Plane überdeckt, war schon in Sicht, und bald waren wir angekommen. Miß Beth hatte alsogleich eine lebhaftere Unterhaltung mit dem Wannenslicker und seiner Frau begonnen. Wenn ich genauer zugeschaut hätte, wäre es mir nicht entgangen, daß das Paar seine Gedanken anderswo zu haben schien, und während des Gesprächs mit Miß Beth von Zeit zu Zeit flüchtige Blicke nach einem andern Karren warf; dieser war etwa 40 Schritt davon entfernt, und darum herum gruppierte sich eine ganze Familie von Zigeunern, laut redend und gestikulierend. Aber meine Aufmerksamkeit ward anderwärts gefesselt. Ich war etwas hinter der Gouvernante zurückgeblieben, am Rande einer durch den Flußablauf gebildeten Wasserlache; da bewunderte ich eine bildschöne kleine Blondine mit großen schwarzen Augen, die Tochter der Wannenslicker. Das Mädchen mochte 6 Jahre zählen. Das Ködchen bis übers Knie gerast, patzte es wie ein Entchen im Wasser und lachte vor Wonne, wobei ein Kranz weißer Zähne zum Vorschein kam. Der Anblick entzückte mich und machte mich schüchtern zugleich, da ich den Umgang mit Kindern nicht gewohnt und dem Schatten meines Schutzengels nie so weit entwichen war. Ich versuchte trotzdem mit der zufälligen Gespielin ein Gespräch anzufangen; aber ohne Erfolg. Wir redeten jedes eine andere Sprache. Indes ließ mich das ausdrucksvolle Mienenspiel der Kleinen begreifen, daß sie mich einlud, Schuhe und Strümpfe abzuwerfen und zu ihr in den Tümpel zu kommen. Ich hätte ja nichts besseres verlangt, um so mehr, als mir der prächtige kleine Wildfang, flugs ein Bein hoch hebend, einen Gründling zeigte, der sich zwischen den Behen gefangen hatte!

Ich blieb stumm vor Staunen ob einer solchen Leistung. Aber alsobald wurde ich durch einen furchtbaren Krakeel aus meiner Ekstase gerissen, aus dem man Flüche und Verwünschungen heraushörte. Der Lärm kam von den Karren her. Miß Beth kam, die Hände über dem Kopf mit allen Zeichen der Angst auf mich zugerannt. „Schnell, nach Hause, François!“ schrie sie mir zu. „Die Leute hauen sich!“ Sie war noch nicht zu Ende, als

meine kleine Freundin schon dem Wasser entstieg. Mit dem scharfen Auge des Nomaden hatte sie die Szene viel genauer gesehen als wir. Die Kleine heftete sich an den Rock meiner Gouvernante und begann kläglich zu weinen.

Doch bevor wir noch den Rückzug eingeschlagen hatten, waren die Händel zu Ende. Dem wilden Geschrei war Totenstille gefolgt. Wir sahen, wie die Angreifer über das Wiesenthal Reißaus nahmen; sie liefen hinter dem Karren her und hieben nach Leibesträften auf die Schindmähre ein, um sie im Galopp zu erhalten. Und bald waren sie hinter den großen Ulmen, die den Fluß entlang stehen, verschwunden. . . Bei dem Karren mit der grünen Decke aber lagen unbeweglich, das Gesicht im Gras, ein Mann und eine Frau. Es waren unsere Wannenslicker. Wir waren auf Furchtbares gefaßt, trotzdem ich noch ein Kind war, kam mir der Ernst der Stunde zum Bewußtsein. Miß Beth und ich blieben starr vor Schrecken stehen, während die Kleine sich krampfhaft am Rock der Gouvernante hielt und aus vollem Halse schrie und weinte. Endlich überwand Miß Beth, die vor allem eine herzengute und christlich gesinnte Frau war, ihre Angst und trat auf die beiden zu, die ohne Zweifel ihrer Hülfe bedürfteten. Mühsam zog sie uns hinter sich her, denn auch ich hatte mich jetzt an ihren Rock gehängt.

Der Wannenslicker und seine Frau gaben kein Lebenszeichen mehr von sich. Sie waren wohl dem Streit zum Opfer gefallen, der aber doch so blitzschnell beendet war! Wahrscheinlich handelte es sich um die Rache eines Konkurrenten.

Miß Beth schrie, was sie konnte, um Hülfe, und versuchte sich von uns los zu machen, denn wir behinderten ihre Bewegungen, indem wir, von der Angst ganz übermannt, zitternd an ihr hingen. Endlich hörte man das Rufen. Die Arbeiter der nahen Zegerei eilten herbei, gefolgt von Dagobert, dem Zehntensammler der Herrschaft. Bald darauf stellte sich auch der Landarzt ein, der ausgezeichnete Doktor Vorgenstern; aber er konnte nur bestätigen, daß nichts mehr zu machen war.

Inzwischen erschien von der Landstraße her auch das Gefährt meines Großvaters. Natur-

lich war er sofort fuchsteufelswild. Warum war man den Landstreichern nicht auf der Stelle nachgelaufen, statt unnützerweise zu heulen. Die Unglücklichen sind aber tot! Man mußte die Leichen fortschaffen und für ein ehrliches Begräbniß sorgen! „Ist das ein Schauspiel für Kinder, Donnerwetter! Was macht François in dieser ganzen Geschichte drin! Macht, daß ihr ihn fortbringt, gnädige Frau Base!“ zürnte er. Dann wandte er sich an Dagobert: „Wer kümmert sich um das Kind? Wir können die Kleine nicht allein lassen!“ „Ich werde für sie sorgen!“ antwortete der Gefragte. Aber der gute Doktor trat vor: „Unnützig, Herr General, Pauline und ich, wir werden dafür sorgen, ich nimm die Kleine gleich mit, wir werden unser Möglichstes tun, ich werde Ihnen darüber berichten!“ „Alle Wetter, Doktor, ihr und eure Frau, ihr seid zwei brave Leute! Ich hab' euch schon lange gern! Ich werde gelegentlich zu euch kommen, und dann wollen wir sehen, was mit dem armen Ding zu machen ist! Ihr ändern aber, macht, daß ihr hier nicht einroftet, los! Bleibet nicht stehen, wie Bleiklöge! Und gleich einen Boten nach Molsheim geschickt zur Polizei, damit man dem Lumpengefindel bald auf die Fersen kommt!“

Ganz bestürzt kam ich ins Schloß zurück. Tage lang blieb ich unter dem Eindruck eines unsäglichen Gefühls, gemischt mit Schrecklichem und Geheimnisvollem, welches der Anblick des Todes im Kind hervorrufte. Nach und nach stumpfte aber das Gefühl des Furchtbaren ab und verschwand dann ganz, in mir nur das Bild einer schönen kleinen Blondine zurücklassend, die mit den Füßen Fische fing und mir lächelnd ihre weiße Zähne zeigte.

Die Mörder wurden eingefangen und endeten durch den Strick. Damals verschleppte man die Prozesse nicht. Einer davon allerdings, ein Riese an Kraft, vermochte am Vorabend der Hinrichtung auszubrechen und zu fliehen. Und als der Wächter in die leere Zelle kam, fand er, mit einem Nagel in die Wand eingeritzt, die Worte: „Ich werde Rache nehmen!“

II.

Die 6 Jahre, die nun folgten, von 1784 auf 1789, waren für mich eine seltsame Zeit.

Das Leben hatte neuen Reiz für mich, ich hatte eine kleine Gefährtin, eine Gespielin, eine Schwester.

Der gute Doktor und seine ausgezeichnete Frau, die es genug bedauerten, nicht eigene Kinder lieben und hätscheln zu können, hatten das Nomadenkind an Kindesstatt angenommen, und Thella war, obwohl sie gewisse Allüren einer exotischen Wildheit nicht abzulegen vermochte, ein allerliebstes kleines Persönchen geworden.

Freud und Leid teilten wir miteinander. Der Schulmeister des Dorfes weckte unsern Geist, indem er uns sein ganzes Wissen mittheilte; der Herr Pfarrer nahm sich unserer Herzensbildung an, unter Zuhilfenahme einiger zarter Watschen, wenn wir den Katechismus nicht konnten; mir brachte er außerdem etliche lateinische und wenige griechische Brocken bei. Im Ubrigen wurden wir furchtbar verwöhnt, sowohl durch meinen Großvater, mit Intervallen und Gewitterstürmen, als auch unaufhörlich durch Miß Beth und Pauline Morgenstern. Nur der gute Doktor mischte seiner großen Liebe einige Festigkeit bei.

Aber dies war alles zu schön, um Dauer zu haben. Und eines Tages, nachdem feierlicher Familienrat gehalten war, erfuhren wir, daß man uns ins Pensionnat schicken wolle, für einige Jahre nur — aber das war ja eine Ewigkeit! Thella ging also zu den Ursulinerinnen nach Straßburg, und ich wurde in die Militärschule der Jesuiten in Molsheim gesteckt. Der Abschied ward beiderseits herzzerreißend, selbst von den besondern Urhebern unserer Verbannung. Am Tag der Abreise zerfloß alles in Tränen, bis auf das Mädchen, das die Truthühner hütete.

Nur von wenigen Ferien unterbrochen, erschien uns der Aufenthalt in der Pension endlos; besonders Thella bäumte sich mit dem Instinkt der Nomadin gegen das Gefängnis auf. Aber während ich in Literatur und Wissenschaften langsam Fortschritte machte, zog die große Revolution herauf.

Die Ereignisse, welche dann eintraten, die Flucht des Königs, seine Gefangennahme in Varennes, machten auf meinen Großvater, einen überzeugten Royalisten, einen solchen

Eindruck, daß er nach wenigen Stunden starb, an einem Schlaganfall. Bald löste man unsere Schule auf, und ich kehrte nach Ziegelstein zurück, zu meiner lieben Miß Beth, die nach dem letzten Willen des Großvaters meine Vormundschaft führte, und der Doktor sollte sie dabei unterstützen.

Auch Thella kam zu den ihrigen zurück; die Nationalversammlung hatte die Klöster geschlossen. Es war für mich ein großer Trost, die entzückende Freundin meiner Kindheit in den trüben Stunden, die wir nun durchzumachen hatten, um mich zu haben.

Sie war nur 15 Jahre alt, aber für dieses Alter außergewöhnlich reif an Geist und Energie. Sie war es, die den einen wie den andern den Mut hob; ja, im steigenden Sturm der Revolution schien ihre Entschiedenheit und Rechtlichkeit neue Kraft zu finden. Davon gab sie mir bald ein Beispiel. Mit den Gedanken gesättigt, die damals unter den Adeligen des Landes geläufig waren, faßte ich den Entschluß, zu fliehen und zur Armee des Königs zu stoßen. Thella riet mir ab. „Tue das nicht, ich bitte dich!“ sagte sie zu mir. „Gegen das Vaterland zu Feld zu ziehen, mag es noch so schuldig sein, ist ein Verbrechen. Das Vaterland muß über allen persönlichen und Familieninteressen stehen. Du weißt, daß Vater aufgefordert worden ist, das Bataillon der Freiwilligen aus dem Wassenheimer Distrikt an die Grenze zu begleiten. Geh mit ihm! Es gereicht mir zur Genugthuung, euch zusammen zu wissen, und ich werde glücklich sein, wenn du so deine Pflicht erfüllst! Weil du doch um jeden Preis in den Kampf ziehen willst, so ziehe ins Feld unter den Fahnen deines Landes! Es wird mir ja sehr weh tun, wenn du fortgehst, aber es wird mir auch ein großer Trost sein, dich dort zu wissen, wo deine Pflicht ist. Mutter, Miß Beth und ich werden für dich beten, und Gott soll dich bewahren!“

Und so kam es, daß der Baron von Sulz-Ziegelstein, ein überzeugter, ja fanatischer Royalist, um der schönen Augen Thellas willen, unter den Klängen der Marschmarse mit den Sanktboten von bannen zog.

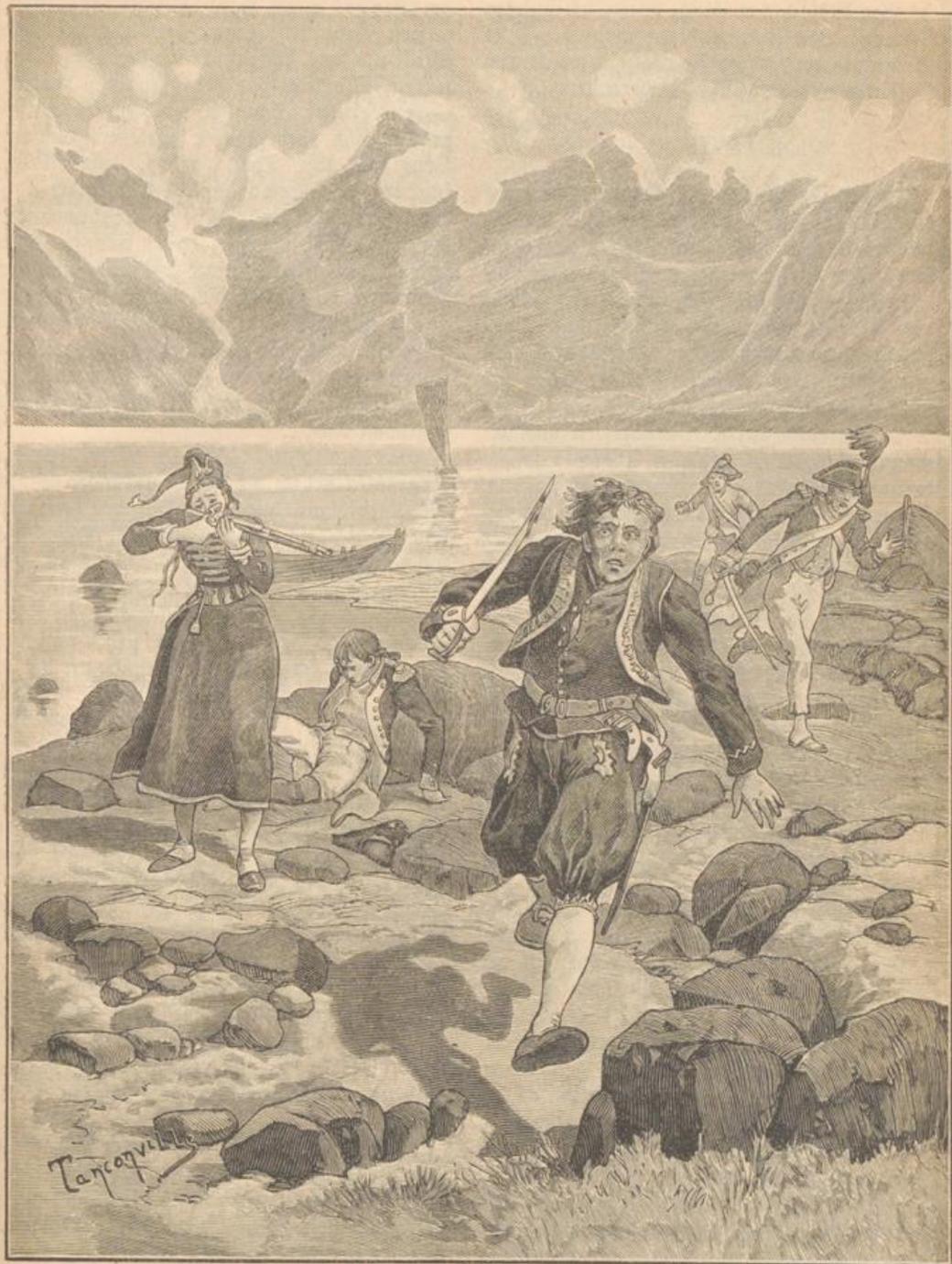
Wir glaubten uns, der gute Doktor und ich, als Freiwillige in einem Krieg engagiert, der,

wie wir meinten, nur einige Monate dauern würde; tatsächlich wurden wir aber lange Jahre unserer Heimat und den Unserigen entrissen. Im Krieg, den die Republik fast allen Monarchien erklärt hatte, machten wir die Runde eines großen Teils der europäischen Länder. Fünf Jahre darauf, Ende 1797, dauerte der Krieg noch, und wir standen immer noch unter der Waffe. Der Doktor war in der Hierarchie emporgestiegen, er war jetzt als Feldscher Oberst der 32. Halbbrigade, der unserm Freiwilligenbataillon zugesellt wurde; ich selber erhielt meine Offizierssepaulette, nach der Verteidigung von Kehl, aus den Händen des Generals Desaix. In dieser Zeit standen wir in der Schweiz, im reichen Tal des Argaus, bereit gegen die Waldkantone Uri, Schwyz, Unterwald und Luzern zu marschieren, die sich gegen die Verfassung, welche ihnen das Direktorium aufdrängen wollte, erhoben hatten. Da kam für den Doktor eine Fiobspost, die ihn im innersten Herzen erschütterte. Thella und Miß Beth teilten uns brieflich den plötzlichen Tod von Pauline Morgenstern mit, die in weniger als drei Tagen durch eine ansteckende Lungenentzündung dahingerafft worden war. Diesem tiefen Schmerz gesellte sich beim Doktor die Sorge um die Zukunft seiner Tochter. Ich suchte ihn zu beruhigen: Fand Thella nicht ein offenes Herz bei Miß Beth, und ein Heim in Ziegelstein? Dort fand sie Schutz, Rat und Hilfe. Der Arme gab dies zu, aber nichts, keine Erwägung vermochte seine Qual zu mildern. Da kam eines schönen Tages jemand zu uns ins Lager — Thella. . . !

„Vater, ich komme zu euch, und will mit euch beiden leben und euere Gefahren teilen. Allein konnte ich dort nicht mehr leben, und dann müßt ihr mich schon nehmen, denn ich bin da!“

Auch diesmal blieb ich vor Bewunderung angesichts dieses Mädchens stehen, das nun 19 Jahre und so vornehm und energisch war. Ja, ich bewunderte Thella mit demselben ehrlichen Erstaunen, das mein Herz vor vierzehn Jahren erfüllte, als das blonde Kind in der Wasserlache herumplätscherte.

Am andern Tag wurde Thella in die 32. Brigade als Lazarettgehilfin eingestellt.



Thekla ergriff meine Flinte, legte an und schoß auf den Flüchtigen.

rn
ge
ut-
en
die
en
7,
en
ar
egt
er
e;
ch
en
en
ar-
ri,
ar-
he
er-
ne
er-
ns
ne
rei
nt-
em
die
sch
cht
im
lat
ts,
zu
nd
mit
en.
nd
ich
ng
19
Ja,
pen
ehn
der
die
llt.

Es war das achte weibliche Wesen bei unserer Truppe. Von den andern war die eine Sergeant, die andere Tambour, zwei waren Soldaten und drei Marktenderinnen.

III.

In der Frühe des 29. August 1798 warf die Sonne ihr Strahlenlicht über die bezaubernde Landschaft am schönen Brienzer See. Der Wasserspiegel von der Farbe des Basaltsteins kräuselte sich unter dem Hauche des Zephyrs. Grünende Hügel, mit Obstbäumen, hundertjährigen Nußbäumen und pittoresken Landhäusern übersät, sahen ihr Bild wieder im Wasser, das unter der frischen Brise dahinplätscherte. Darüber fiel das mit Tannen bedeckte Gebirg zum Abgrund ab, gewaltige Felsblöcke gleichsam vor sich stoßend. Und noch höher sah man den weißen Gürtel des ewigen Schnees in purpurnem Feuer leuchten. Es war ein feenhafter Anblick! Aber was ist das für ein wirres Getöse, dieses Gesumme wie im Bienenstoch, was sollen diese Rufe in allen Dialekten von diesseits und jenseits des Rheins? Und was soll der Trommelwirbel und die Kriegsmusik auf die Melodie: „Und der Feind fällt um — bum, bum“. . . ? Es wird zum Ausbruch geblasen, das Lager wacht auf, die kleine Armee unseres Landsmannes, des Generals von Schauenburg, grüßt „die rosenfingerige Morgenröte, die des Westens Tore öffnet“, wie der Dichter singt.

Wir hatten einen harten Kampf hinter uns gegen die Bergbewohner von Uri und Unterwalden. Sie hatten sich wie Helden in der Verteidigung geschlagen. Wir hatten viele Leute verloren und fühlten das Bedürfnis, unsere Kräfte zu sammeln, unsere Verwundeten und Kranken in Sicherheit zu bringen, unsere Rüstung und unsere Munition wieder zu ergänzen, und Verstärkungen zu erwarten.

An diesem Morgen hatte ich keinen Dienst. Ich nahm das Gewehr — denn wir hatten Ordre, wegen der fortwährenden Überfälle nie unbewaffnet das Lager zu verlassen — und ging mit Thella und dem Doktor auf den Fischfang. Der Doktor hatte sich mit seiner Angel etwas entfernt, und so saßen wir allein

am Ufer des Sees, Hand in Hand, und ließen unsern Gedanken Raum, die durch die tiefe Stille um uns her zur Träumerei eingeladen waren. Plötzlich war der Zauber gebrochen — ein großer Schatten tauchte hinter uns auf, ich sah oder glaubte zu sehen, wie ein Arm sich über Thella erhob, eine Klinge funkelte über ihrem Haupt. . . Mit einem Satz war ich auf den Beinen. Ein Gebirgsbewohner, ein Hüne von Gestalt, stand vor ihr und schwang das bereite, kurze Schlachtschwert der Schweizer. „Hab' ich dich endlich!“ schrie er sie an, und der Arm fiel hernieder mit dem Streich. . . Aber ich kam ihm zuvor, hielt den Schwung auf, und der Säbel glitt ab. Ich selber erhielt freilich den Streich, der Thella zugebracht war. . .

Was nun folgte, erfuhr ich später, denn im Augenblick fiel ich, noch mehr unter der Wucht des Hiebes als durch die Gefährlichkeit der Wunde, wie ein Sack zu Boden. Der Riese nahm, als er den Zweck verfehlt sah, die Flucht, denn die Soldaten kamen hinzugelaufen. Thella, die mich tödtlich verwundet glaubte, ergriff die Flinte, die neben mir lag, legte an und schoß auf den Flüchtigen, der in seinem rasenden Lauf noch zweimal in die Höhe sprang und dann mit gebrochenen Lenden zu Boden fiel. Ein paar Stunden drauf war er tot. Aber man sagte Thella nichts davon, man verschwieg ihr auch den Namen des Unbekannten. Es war einer der Mörder ihrer Eltern, ein Schweizer Nomade, der seiner Zeit aus dem Gefängnis ausgebrochen und dem Strang entgangen war. Seit Jahren verfolgte er Thella, in der einzigen Absicht, die Rache an ihr zu kühlen!

Ich schwebte monatelang zwischen Tod und Leben. Aber dank der sorglichen Pflege des Doktors, dank der Hingebung seiner Tochter, meiner lieben Wärterin, dank auch meiner Jugend und Lebenslust, kam ich zum Leben zurück.

Nach sechs Kriegsjahren hatten wir wohl eine kleine Pause verdient, die wir mit Thella bei der ausgezeichneten Miß Beth im Schloß von Ziegelstein verbrachten. Wir profitierten von der Gelegenheit, Thella und ich, um zu heiraten. . .

W
groß
„W
sag
Anf
gefü
„
jah,
plät
weiß
linge
End
inni

J
Jah
Besu
ich
ein.
und
schaf
befeh
schiff
schö
Er
dem
nicht
des
liche
unte
dien
gedie
ehrt,
in h
stöb
heim
auf
stän
bster
Offi
und
ginn
entle
leut
weld
Für

Wir gingen zwischen Kirchheim und der großen Mühle die Ill entlang spazieren. „Wir haben uns wohl immer gern gehabt“, sagte sie lächelnd, „aber das mußte doch einen Anfang nehmen. Wann hast du denn zuerst gefühlt, daß ich fest in deinem Herzen saß?“

„Das erste Mal, mein Lieb, als ich dich sah, da du in der Wasserlache der Ziegelei plätschertest, mit einem reizenden Lächeln deine weißen Zähne zeigtest und dabei Grünselinge mit deinen. . .“ Aber ich kam nicht zu Ende, Thella schloß mir den Mund mit einem innigen Kuß. . .

Stany v. Odrasheim.

Auf offener See.

Ich brachte als ganz junger Mann viele Jahre in Indien zu, und als ich einst zum Besuche nach England gehen wollte, schiffte ich mich auf einem dänischen Handelsschiffe ein. Das Schiff war ein vorzüglicher Segler und hinsichtlich der Disziplin war die Mannschaft ebenso wohl organisiert und ebenso streng befehligt, wie auf einem englischen Linienschiffe. Der erste Leutnant war einer der schönsten jungen Männer, die ich je gesehen. Er verdankte seinen gegenwärtigen Posten, zu dem er erst vor kurzem befördert worden war, nicht sowohl dem Umstande, daß er der Sohn des Rheders war, als vielmehr seinen wirklichen Verdiensten. Von der Schiffsmannschaft, unter welcher er nach dem im dänischen Seediensste herrschenden Gebrauche fünf Jahre gedient hatte, wurde er sehr geachtet und verehrt, und bei den Passagieren war er ebenfalls in hohem Grade beliebt. Der einzige Ruhestörer an Bord war der Schiffskoch, ein lecker heimtückischer Portugiese, welcher fast täglich auf eine oder die andere Art das gute Einverständnis unter der Mannschaft trübte. Schon öfter hatte er vom Kapitän und den übrigen Offizieren strenge Zurechtweisungen erhalten, und an dem Abend, wo meine Erzählung beginnt, war er eben erst aus der strengsten Haft entlassen worden, wohin ihn der erste Schiffleutnant geschickt hatte, weil er einen Matrosen, welcher ihn beleidigt hatte, vergiften wollte. Für diese auferlegte Strafe schwur der

wütende Portugiese dem Leutnant blutige Rache.

Es war gegen Sonnenuntergang. Der Leutnant ging auf einem Mittelverdeck Arm in Arm, mit einer jungen, liebenswürdigen Engländerin, seiner verlobten Braut, spazieren. Beide sprachen und träumten von ihrem bevorstehenden Glück, denn auf ihren Gesichtern lag der Ausdruck des innern Glückes junger, liebender Herzen, und mit freudiger Teilnahme folgten ihnen die Blicke der Anwesenden. Da plötzlich stürzte der Schiffskoch mit einer Behendigkeit, welche jedes Dazwischentreten Anderer unmöglich machte, auf den Leutnant zu und stieß ihm ein Messer in die Brust.

Der Unglückliche sank mit einem Schrei zu Boden und der Portugiese brach, ruhig stehend bleibend, in ein wahrhaft höllisches Triumphgelächter aus. Die Braut neigte sich jammernd über den Geliebten; ein Matrose eilte herbei, um ihn zu halten, und als er ihm das Messer aus der Brust zog, wandte sich der Sterbende mit der letzten Kraftanstrengung noch einmal zur teuren Braut, blickte sie zärtlich an und sank dann als Leiche in die Arme des Matrosen. Unterdessen waren der Kapitän, sämtliche Passagiere und freie Matrosen auf das Verdeck geeilt. Alles war voll Entsetzen, und nur die Gegenwart des Kapitäns konnte die wutentbrannte Schiffsmannschaft hindern, an dem Mörder sogleich Rache zu nehmen. Derselbe wurde jedoch in Ketten gelegt und in den untersten Schiffsraum gebracht. Der Leichnam des Ermordeten wurde fortgetragen und die völlig bewußtlose Braut den Frauen in der Kajüte zur Pflege überwiesen.

Am folgenden Abend um neun Uhr erhielt ich eine förmliche Einladung des Kapitäns, auf dem Verdeck zu erscheinen; ich leistete derselben sogleich Folge und fand die ganze Schiffsmannschaft in Sonntagskleidern nebst den Schiffsoffizieren versammelt. Der diensttuende Teil der Mannschaft bildete Spalier zu beiden Seiten des Verdecks; der Kapitän stand mit den übrigen Offizieren am äußersten Ende des Hinterdecks und in der Mitte lag der Leichnam des ermordeten Leutnants auf einem niedrigen Trauergerüste, über welches die dänische Nationalflagge ausgebreitet war. Ich

sah sogleich, daß ich zur Bestattung des Leutnants eingeladen sei. Es war beinahe völlig Windstille. Wir waren bereits außer dem Bereiche der Passatwinde und hatten die Linie fast erreicht. Ein sicheres Zeichen unserer Annäherung an die heiße Zone hatte ich bereits am Morgen beobachtet. In dem grünlichen, durchsichtigen Meerwasser hatte ich zwei Haifische bemerkt, welche dem Schiffe unablässig folgten. Die Matrosen glauben, daß diese Ungeheuer der Tiefe immer der Spur eines Schiffes folgen, worin ein Toter liegt; ich dagegen sah in denselben nur das gewöhnliche Zeichen unserer Annäherung an die Linie. Ich trat unter die übrigen Passagiere. Eine feierliche Stille herrschte auf dem Verdeck, denn wir Alle glaubten, es sollte dem Toten auf gewöhnliche Weise die letzte Ehre erwiesen werden. Auf einmal jedoch hörten wir das Geräusch fester, abgemessener Tritte, welche sich langsam näherten; die Backbord Wache führte mit gezogenem Säbel den Mörder her bis an das Lager des Ermordeten, trat dann einige Schritte zurück und schloß so die bisher offen gebliebene Seite des Vierecks. Wir Passagiere sahen einander verwundert an. Der Mörder war doch gewiß nicht hierher geführt worden, um beim Begräbnis seines Schlachtopfers zugegen zu sein, und doch — wozu sonst die seltsamen Vorbereitungen? Unser Zweifel währte nicht lange.

Der zweite Schiffleutnant zog eine Pergamentrolle hervor und verlas ein von der Admiralität ausgefertigtes Dokument, worin dem Kapitän die Vollmacht erteilt wird, Kriegsgericht zu halten und die nach dem bestehenden Gesetze gefällten Urteile desselben sofort zu vollziehen. Darauf fragte er den Gefangenen, ob er damit zufrieden sei, daß die Verhandlungen in dänischer Sprache gepflogen würden. Der Verbrecher willigte ein und das Kriegsgericht ward eröffnet erklärt. Die Flagge wurde nun plötzlich von dem Antlitz des Toten weggenommen und sogar der Glende, welcher den Todesstreich geführt, schauderte bei dem Anblick der ruhigen verklärten Züge seines Schlachtopfers. Die Verhandlungen waren kurz und feierlich. Die vollbrachte Untat war erwiesen. Nach beendigter Verhandlung sammelte der Kapitän die Stimmen und das

Schuldig ward einstimmig über den Gefangenen ausgesprochen. Die Offiziere und der Kapitän traten vor und letzterer schritt zum Urteilspruch. Ich verstand kein Wort davon und war daher nicht wenig erstaunt, als der vorher so freche und übermüthige Verbrecher dem Kapitän zu Füßen fiel und um Gnade flehte. Diese plötzliche Zerknirschung war bei seiner bisherigen Verstocktheit und Gefühllosigkeit ganz unerklärlich, denn daß er weder den Tod fürchtete, noch seine Tat bereute, lag am Tage. Da aber traten vier Matrosen vor und hoben die Leiche auf; vier andere ergriffen rasch den Gefangenen, während noch zehn andere mit starken Stricken sich ihm näherten. Jetzt ward Allen mit einem Male das Ganze klar und ich wunderte mich gar nicht mehr über die Seelenangst des Mörders, als er Rücken gegen Rücken so fest an den Leichnam gebunden wurde, daß er nicht im geringsten sich bewegen konnte. Seinem grauenerregenden Geschrei ward Einhalt getan durch ein Tuch, welches ihm in den Mund gesteckt wurde. Beide, der Lebende und der Tote, wurden so zusammen auf das Trauergerüst gelegt. Der Schiffskaplan las einige kurze Gebete aus dem dänischen Rituale ab und dann wurde der Mörder mit seinem Opfer zusammen ins Meer hinabgelassen.

Raum hatte die Flut sie aufgenommen, so blitzte ein hellglänzender silbergrauer, Gegenstand durch das grünliche Meerwasser; ein tiefer Schauer ergriff alle Anwesenden — es war der lauernde Haifisch, der auf seine Beute zueilte. Schweigend blickten Alle mehrere Minuten lang hinunter in die Tiefe; einige wollten Blut auf dem Wasser gesehen haben.

Endlich wendeten sämtliche Passagiere sich schauernd ab und suchten die zwar ganz gerechte, aber grausige Strafe, von deren Vollziehung sie Zeugen gewesen waren, zu vergessen. Die Schiffswache machte, wie zu erwarten war, am folgenden Morgen allerlei seltsame Berichte über nächtliche Erscheinungen auf dem Wasser, und ich selbst muß bekennen, daß ich froh war, als ein plötzlich sich erhebender frischer Wind uns von diesem tragischen Schauplatz wegtrieb.

Manuelita.

Episode aus den amerikanischen Kriegen.

(Mit einer großen Abbildung.)

I.

Wir stehen im Frühjahr 1845.

In den Lichtungen beginnt der Wald sich schon da und dort zu erhehlen. In orangegelben Flecken, leuchtend wie Gold, blüht das Licht darüber hin; grell hebt sich davon das Halbdunkel des Waldgrundes ab. Das Tagesgestirn bringt mit seinen ersten Strahlen bis in das finsterste Versteck hinein. Aus der Ferne erglänzt stellenweise, zwischen den Bäumen des Waldbrands hindurch, die endlose Ebene, die Prairie, deren Silbersaum noch ganz feucht ist vom Morgentau. Alle geflügelten Bewohner des Waldes, die der erste Schein der Morgenröthe geweckt hat, stimmen ihr Loblied auf den Schöpfer an; die Raubtiere sind verstummt und eilen zu ihren Höhlen.

Jetzt bewegt sich am Eingang des Waldes auch ein Mann, der am Boden liegt. Er trägt die pittoreske Kleidung, die man an den Hacienderos und reichen Gambucinos auf der Grenze von Neu-Mexiko und Texas gewohnt ist; so heißen nämlich dort die Farmer und Goldsucher. Aber vom Mexikaner hat der Mann nur die Hautfarbe, seine Sprache verrät den Engländer.

„Bei Sanct Veit, da hab ich eins weggeschlafen!“ spricht er zu sich selber, indem er, sich reckend und gähmend, die Augen auswischt.

Ein zweiter, ebenfalls ein Ranchero oder Gambucino, macht sich daneben bemerkbar. Eine Decke fällt nach rechts und links ab, und der Aufwachende erhebt sich: „Und ich, beim Zeus, habe die Runde beim Wachen vergessen! Wir sind verzweifelt unflug, Kamerad. Wenn unsere Säule die schöne Gelegenheit wahrgenommen und Reißaus genommen hätten, wären wir in einer ganz verfluchten Lage!“

„Ach was!“ gab der andere zurück, „unsere Pferde hatten es bei den wilden Erbsen viel zu gut, die ihnen da unter der Nase wachsen, als daß sie daran gedacht hätten, uns im Stich

zu lassen; außerdem haben sie, was nicht zu vergessen ist, dreißig Meilen in den Beinen!“

Die beiden Gefährten waren mit ihrer Morgentoilette bald fertig. „Mir ist der Magen in die Stiefel gefallen, Kapitän“, bemerkte der älteste von beiden, „und wenn ihr nichts dagegen habt, wollen wir uns ein Stück Wildbraten schmecken lassen!“

Bequem gegen den mächtigen Stamm eines mehrhundertjährigen Ahornbaumes gelehnt, zogen die beiden Rancheros aus ihren Jagdsäcken, was zu einem einfachen Mal gehört, dem sie übrigens mit einem rüftigen Appetit zusprachen, wie man ihn bei den Leuten findet, die gewohnt sind, ihr Leben im Freien zuzubringen.

Nach verzehrter Mahlzeit stopften unsere beiden Sybariten ihre Pfeifen, und bald waren sie in einen bläulichen Dunst eingehüllt, der zu Träumereien einlud. Wir benutzen diese Gelegenheit, um die beiden unsern Lesern vorzustellen.

Der mit dem Titel „Kapitän“ angeredete, der tatsächlich bei der Armee der Verbündeten der Vereinigten Staaten steht, ist ein Mann im Alter von 27 oder 28 Jahren. Seine feinen Züge verraten edle Abstammung. Sein Gesicht zeigt große Energie, sein Gang ist elegant. Er hat zugleich etwas vom Engländer und vom Romanen, blondes Haar, schwarze Augen. Faktisch war sein Ahne, der Baron von Landange in Lothringen, ein Gefährte Rochambeaus und Lafayette's. Er hatte sieben Jahre lang am Kampfe für die Anerkennung der Dreizehn Kolonien mitgewirkt, die heute die Vereinigten Staaten Nordamerikas darstellen. Schließlich unterlag er den Reizen einer blonden Miß aus Albany, ließ sich nieder, wo er liebte und gründete eine Familie.

Der andere ist ein Kanadier, Pfadfinder im Dienste der amerikanischen Truppen, ehemaliger Trapper, Walbläufer, Gambucino und Cowboy. Er steht mit 45 Jahren in voller Manneskraft. Trotz des Ausdrucks von offenbarem Eigenwillen auf seinem Gesicht, ist dieses durch zwei helle, nie ruhende Augen belebt, voller Offenheit und voll Frohsinn. Ein hellbrauner, von einigen Silberfäden durchzogener Bart, wallt auf die Brust herab. Der Mann mit dieser gedrunghenen, vierschrötigen

Gestalt heißt Caesar Benoit. Aber warum trägt er unter seinem breiten Sombbrero noch ein blutrotes Seidentuch um den Kopf, wie die andalusischen Arrieros? Das hören wir gleich aus seinem Munde.

„Alter Freund“, sagte der Kapitän mit einem Blick auf das rote Kopftuch des Gefährten, „ihr müßt eine schöne Wut haben auf die Doris, die Mexikaner! Begreiflich ist das, wenn man von diesen Banditen bei lebendigem Leibe skalpiert wurde! Schauerlich! Ihr seid aber noch gut davon gekommen, denn von hundert halten es kaum zwei aus!“

„Das ist sicher“, fuhr Caesar fort, „es war eine ganz abscheuliche Marter! Ich muß wahrhaftig die Seele gut in den Leib gedreht haben, daß ich eine solche Nothkur überstand! Es sind jetzt fünfzehn Jahre her, es ging auf den Herbst, ich war auf einem Jagdzug im Felsengebirge auf der Grenze von Colorado und Neu Mexiko auf indianischem Gebiet. Nachmittags waren meine Kameraden auf die Trappenjagd gegangen, ich lehrte allein zum Lager zurück mit einer alten Indianerin vom Stamme der Sioux. Trotz einem Nordwind, der den Büffeln die Hörner hätte abreißen können, verjuchte ich mit getrocknetem Mist Feuer zu machen. Da sprangen plötzlich, kaum zwanzig Schritte von mir, ein Duzend Desperados aus dem Walde heraus. Einer davon, ein Galgenvogel, den ich nur zu gut kannte, Lopez Balboa, mit dem ich schon einen Zusammenstoß gehabt hatte, kam stracks auf mich zu. Was machen? Ich hatte keine Waffe bei mir. In einem Satz war ich auf den Füßen und unterwegs zu meiner Hütte, um mein Blasrohr zu holen. Aber, Teufel auch, da schickte mir der infame Kerl eine Kugel in den Schenkel, und gleich darauf, denn er war mir auf den Fersen, fauste der Flintenkolben mit voller Wucht auf meinen Schädel. Ich fiel zu Boden wie ein Sack. Jetzt griff er zu seinem Stalpmesser, setzte in der Halsgrube an, nahm meinen Pelz zwischen die Finger und begann mich zu skalpieren. Ich litt die schrecklichsten Schmerzen, eine ganz unbeschreibliche Marter. Aber ich besaß noch so viel Kaltblütigkeit, um mir bewußt zu sein, daß er mir bei der geringsten Bewegung meinerseits das Messer an die Kehle setzen würde.

Ich stellte mich also tot. Und Lopez Balboa ließ sich in seiner Arbeit nicht stören. Nichts kann eine Vorstellung geben von der furchtbaren Qual, die ich ausstehen mußte. Ich meinte, der ganze Kopf ginge mit! Endlich wurde mit einem letzten Messerschnitt der Haarboden von der rechten Schläfe abgetrennt, ein letzter Druck mit dem Knie, ein letzter Riß, der den Schmerz noch vermehrte, insofern es möglich war, und ich war skalpiert. Dann verlor ich das Bewußtsein. . .

Inzwischen waren meine Kameraden angerückt. Es gab eine fürchterliche Schlächtereier, ohne daß ich was davon ahnte. Man hob mich auf, in welchem Zustand, himmlischer Vater! Aber ich kam davon.

Meine Gefährten schossen ein paar Exemplare von dem Gewürm ab, deren Leichen an den höchsten Ästen baumelten, den Geiern zum Fraß. Aber Lopez fand Zeit, das Weite zu suchen. Bei Sankt Veit, ich erwische ihn noch, dann soll er sich auf die Abrechnung nicht freuen. Ich habe ihn übrigens nie aus den Augen verloren. Dieser Bandit, dieser Rosb-dieb, dieser Desperado ist jetzt ein höherer Offizier in der mexikanischen Armee! Er steht einer Cuadrilla von zweihundert Köpfen vor, und wir werden ihm wohl bald begegnen, wenn die Feindseligkeiten eröffnet sind. Vielleicht schon vorher.

Aber genug davon, Kapitän! Sprechen wir von unsern Geschäften, denn bald müssen wir wieder aufstehen, und nach Santa-Fe Richtung nehmen. Dann aber wird's Krach geben. Ich will gern annehmen, daß man uns unter dieser Verkleidung als mexikanische Rancheros nicht kennt; aber ich fürchte stets, es kommt was dazwischen, was uns unsere Rolle vergessen und das Ohr des Yankee hervorgucken läßt! Die mexikanischen Behörden sind verteuflert mißtrauisch. Werden wir demaskiert, dann geb' ich keinen Maravedi mehr für unsere Haut. Seid also auf eurer Hut, mehr als je!“

„Am so mehr“, sagte nun der Kapitän, „als ich es mit meiner Mission eilig habe und unserm Obergeneral, dem wackern Scott, Bericht erstatten muß. Dann aber mit verhängtem Zügel, den Säbel in der Faust, geradeaus ins Land hinein bis nach Mexiko, um diesen ver-

fluchten Joris den Willen unserer großen Republik zu diktieren!"

„Wir müssen vorerst nur nach Santa-Fe kommen — eine kleine Reise von 35 Meilen. Dort werden wir die Häupter der Bewegung treffen und mit ihnen uns bereden. Um sie zusammenzubekommen, werde ich voranreiten. In drei Stunden kommt ihr mir nach, über die Hacienda von Las Cruces, 10 Meilen im Osten von Blanco, am Ufer des Canadian River, eines Zuflusses des Arkansas. Dort findet ihr Peter Nelson. Er hat eine Mexikanerin geheiratet, aber das Herz ist amerikanisch geblieben; es ist einer der unsrigen. Er ist der Hausverwalter und der Chef der Cowboys auf der Hacienda. Der Eigentümer, Don Antonio Ramon, wohnt weit weg im Staate Durango. Vergesst nicht, daß das Losungswort „Freiheit und Washington!“ ist, und daß ihr der Haciendero Don Diego Alvarez seid...“

Dies sagend, rückte der Kanadier seinen Moustang zurecht. Dann war er in einem Satz im Sattel, dem Gefährten drückte er fest die Hand, nun ein Gruß, dem Gaul die Sporen in den Leib, und fort war er in der Richtung, wo die Prairie endlos sich dehnt, bis ihre Grenze mit dem Horizont sich vereinigt. Gegen den Stamm des Ahornbaums am Ausgang des Waldes gelehnt, sah der Kapitän den Reitermann sich entfernen durch's hohe Gras, und er blieb in dieser Haltung, bis Kopf und Reiter nur noch ein undefinierbarer Punkt waren, der mit jedem Aufschlag der Hufe kleiner und kleiner wurde und endlich im Dunst verschwand, der über der Ebene schwebte. Dann setzte sich Willy Landange neben sein Pferd und versank in Träumereien, während er mit zerstreutem Blick den Schäfchen nachsah, die am Himmel dahin liefen.

Die Sonne stand schon hoch, als der Kapitän die Müdigkeit abschüttelte und sich ansah, seinerseits die Richtung zu verlassen, die dem Kanadier und ihm als Schlafstätte gedient hatte. Nachdem er sein Roß gezäumt, ein prachtvolles Tier von edler Rasse, prüfte er seine Waffen, er ließ den Hahn am Gewehr und an den Pistolen spielen, und sprang dann in den Sattel, um seinerseits in der Prairie zu verschwinden, aber in der Richtung auf die Hacienda von Las Cruces, die ihm Caesar vor

seiner Abreise angegeben hatte. Schon erschien der Wald, den er verließ, nur noch ein bläulicher Strich, der sich hinter ihm in die Länge zog, sein Pferd war vom Trab zum Jagdgalopp übergegangen. Da war es dem Kapitän, als passierte was verdächtiges in seiner Nähe. Das Pferd wurde unruhig, es legte die Ohren, nagte am Zaum und blähte die Nüstern. Rechts und links und vor ihm her wurden die Bewohner der Prairie aufgeschreckt und flüchteten aus Gras und Gestrüpp dem Flusse zu. Es waren Dammhirsche, Hirsche und Prairiewölfe, versprengte Büffel, herrenlose Pferde, die aus irgend einem Ranch ausgebrochen waren, Stiere von der Weide, halb wilde Tiere. Zwergrappen und Prairiehühner flogen ängstlich vor ihnen her. Was fürchteten sie denn? Die ganze Tierwelt der Prairie schien in höchster Angst. Um sich nach der Natur der drohenden Gefahr zu erkundigen, hielt der Kapitän das Pferd an und sah um sich. Im Nu begriff er. Im Hintergrund züngelten Flammen in Rauchwolken, die meilenweit den Wald verbargen, den er soeben verlassen hatte. Die Prairie brannte lichterloh, und ein heftiger Wind wälzte die verheerende Welle mit furchtbarer Schnelligkeit dem Flusse zu. Es galt keine Minute zu verlieren, wenn er das andere Ufer zeitig erreichen wollte. In den Weiden des Pferdes lag das Heil. Willy Landange sauste im stärksten Galopp dahin, direkt auf den Fluß los, ohne sich um Las Cruces zu kümmern. Während des Ritts warf er von Zeit zu Zeit den Blick zurück, um sich über den Fortschritt des Brandes zu vergewissern. Die feurige Welle kam näher und näher, der Reiter mußte seinen Lauf beschleunigen. Der Boden floh gleichsam unter den Hufen seines Pferdes, und schon sah der Kapitän im Dunst der Ferne den Silberfaden des Canadian River. Da sprang das Pferd plötzlich derart zur Seite, daß es den Reiter beinahe abgeworfen hätte. Ein junges Mädchen kniete am Boden und versuchte mit einem schlechten Messer das Gras noch eher abzureißen als abzuschneiden; sie legte es über Haufen, wahrscheinlich um diese dann in Brand zu stecken und so der Feuersbrunst mit einem andern Feuer beizukommen. Aber der verzweifelte Versuch hätte die Unglückliche

kaum vor dem furchtbaren Schicksal bewahren können, das ihrer wartete. Der Kapitän, für den eine Minute über Leben und Tod entschied, zögerte nicht. Er hielt sofort sein Pferd an, von dem er zur Vorsicht nicht abstieg und rief das Mädchen an: „Sennorita, Sennorita! Stehen Sie schnell auf und steigt eiligst hinter mir auf's Pferd! Wir dürfen nicht eine Minute verlieren!“

Sie hob den Kopf, begriff sofort, stand auf und lief dem Kapitän entgegen, der ihr die Hand reichte. Sie ergriff diese in fieberhafter Eile, setzte einen Fuß auf den Steigbügel und mit einem Schwung saß sie vor ihm auf dem Sattel. Sie war ganz bleich, die Arme, denn sie hatte sich schon vom Tod umringt gesehen; indessen fand sie mitten in der begreiflichen Aufregung herzliche Worte der Dankbarkeit für ihren Retter.

Der Kapitän ließ die Hand los, und der Ritt begann von neuem, rascher als zuvor. Keines sprach ein Wort. Beide hatten nur ein Ziel im Sinn, die Rettung! Und wie hätte man während dieses rasenden Galopps noch Zeit finden können, um Worte zu wechseln, konnten sie doch kaum noch atmen!

So sehr der Kapitän auch Eile hatte, das Wasser zu erreichen, so hatte er doch auch Aug' und Ohren offen. Seit einiger Zeit vernahm er ein hastiges Atmen, das zwischendurch ganz in die Nähe kam, zugleich glaubte er einen Schatten zu sehen. Dieser Schatten machte Sprünge, und Schatten und Atmen gehörten zusammen, es war ein lebendes Wesen. Der Kapitän konnte sich nicht leicht umbdrehen, da er seine Gefährtin festhalten mußte. Indessen gelang es ihm, die linke Schulter nach vorn zu schieben und den Kopf zu wenden, nur eine Viertelsekunde. Was sah er da? Einen prächtigen Jaguar, der sich in unausgesetzten Sprüngen fortbewegte! Vom Feuer in der Prairie überrascht, floh auch er vor der Gefahr. Er nahm ganz gewaltige Sätze und besaß sich beinahe in derselben Linie mit dem Pferd. Aber er zeigte keinerlei feindliche Absicht. Der Instinkt des Raubtieres hatte der gemeinsamen Gefahr weichen müssen, die alle lebenden Wesen der Prairie bedrohte, Freunde und Feinde, Sieger und Opfer, Jäger und Wild. Indessen war diese Nachbarschaft keines-

wegs beruhigend, und schon suchte Willy Landange in der Pistolenholster nach der Waffe. Da hörte er das junge Mädchen ihm sagen: „Senor, hier sind eure Waffen, ich habe den Jaguar schon lange gesehen!“ „Sie sind ein wackeres Mädchen!“ erwiderte der Kapitän. Dann schwiegen beide wieder. Der Reiter ließ natürlich den Jaguar nie aus dem Auge, der nicht aufhörte, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Endlich sah man die Weidenbäume, die am Ufer stehen, und immer näher kamen die leichten Zweige. Noch ein paar Hufschläge, und die Flüchtlinge waren am Ziel. Es war höchste Zeit, das Pferd gab unzweideutige Zeichen von Müdigkeit, seine Lenden hoben sich in schmerzlicher Bewegung und es leuchte wie ein zu Tode gehegtes Wild. Ohne die eiserne Faust seines Herrn wäre es sicher gestürzt. Schon waren sie nur noch zwanzig Schritte vom Wasser entfernt, da knapperte das Pferd, überschlug sich und warf Kapitän und Sennorita im weiten Bogen ins Gras: es war in eine Fischotterhöhle getreten. Einen Augenblick lagen beide wie betäubt. Der Kapitän war zuerst auf den Beinen. Er war heil davongekommen. Er lief zur Sennorita hin und half ihr auf. Auch ihr fehlte nichts, wenn sie auch etwas verschlagen war. Aber das arme Tier hatte an zwei Stellen das Bein gebrochen! Was tun? Das Flammenmeer kam schon ganz nahe, der Rauch war zum Ersticken, und schon fielen feurige Fegen zu ihren Füßen nieder. Entweder überließ man das Pferd einem furchtbaren Schicksal oder man gab ihm auf der Stelle den Tod. Der Kapitän entschloß sich zu letzterm. Er hob die Pistole auf, die ihm zur Seite gefallen war und brachte die Mündung in's Ohr des Tieres. Dann wandte er den Kopf ab und drückte los. . . Sein treuer Waffengenosse, das brave Tier, das ihn in den Kriegen gegen die Indianer begleitet hatte, verendete ohne Todeskampf; er hatte es mit einem Schuß getötet. Unterstützt vom jungen Mädchen, nahm der Kapitän Sattel und Zügel weg, Mantel, Flinte und Pistolen. Er trug das Pferdegeschirr, sie die Waffen, und so eilten sie, die Feuersbrunst auf den Fersen, die steile Böschung zum Fluß hinunter. Es war nicht daran zu denken, einen so breiten und tiefen Wasserlauf mit diesem Gepäc zu

durchschwimmen. An dieser Stelle hatte der Canadian River über tausend Meter in der Breite. Glücklicherweise gewahrten sie in der Strömung, unweit vom Ufer, eine Kiesbank, die von den Flüchtlingen, ohne daß ihnen das Wasser über den Gürtel stieg, erreicht werden konnte. Dort waren sie wenigstens vor den Flammen sicher. So stiegen also unsere neuen Robinsons auf der Insel an's Land. Aber kaum hatten ihre Füße den Kies berührt, als sie angesichts eines andern Inselbewohners zusammenschrafen. Der Jaguar war ihnen zuvorgekommen! Hinter einem riesigen Wurzelstock lauernd, den das Wasser angeschwemmt hatte, war er ihnen unsichtbar geblieben, derweil sie diesen Flußarm durchschritten. Einen Anfall von Furcht bemeisternd, angesichts der neuen Gefahr, die nun wieder seine zufällige Begleiterin bedrohte, warf der Kapitän das Geschirr weg und nahm sein Gewehr aus den Händen der Sennorita, das glücklichweise geladen war. Dann stellte er sich entschlossen vor das Mädchen, als wollte er einen Wall mit seinem Körper bilden. Aber auch sie hatte ihren Gleichmut wiedergefunden: „Ich bin die Tochter eines Tigerjägers“, flüsterte sie ihrem Retter in's Ohr, „habt nur keine Angst für mich!“

Den Blick fest auf das Raubtier gerichtet, das Gewehr im Anschlag, wartete der Kapitän auf den günstigen Moment, um dem Jaguar eine Kugel zwischen die Augen zu jagen. Der Jaguar lag dreißig Schritte davon entfernt, im Schatten des Wurzelstocks, die Schnauze auf den Vordertagen, unbeweglich wie eine Sphinx. Nur die Schwanzquaste bewegte sich nervös. Der Jaguar hatte unter der Einwirkung der Angst, die das Feuer allen wilden Tieren einjagt, offenbar seine natürliche Wildheit noch nicht wiedergefunden. Er zögerte mit dem Sprung. Vielleicht empfand er die Scheu des Kaugeschlechts vor dem Blick des mutigen Menschen. Manche Tigreros vermögen den Leopard oder Jaguar, die sie jagen, förmlich zu hypnotisieren.

Der Kapitän schulterte das Gewehr. Jetzt hob der Jaguar den Kopf. Diesen Augenblick benutzte der Kapitän, das war die richtige Zielscheibe. Er drückte ab, und der Schuß trachte... Der Jaguar ließ einen durch-

dringenden Schrei ertönen und fiel mit einem gewaltigen Schwung zu den Füßen der jungen Leute nieder. Einen zweiten Schuß hatte man vernommen. Die Sennorita hatte auf das Tier im Sprunge geschossen. Der Jaguar regte sich nicht mehr, er war tot.

„Welch mutiges und beherztes Mädchen Sie sind!“ rief der Kapitän aus, „die würdige Tochter eines Tigrero!“ Und er streckte ihr, in herzlicher Bewunderung, unwillkürlich beide Hände entgegen. Erst jetzt konnte er sie recht betrachten. Es war eine ganz hübsche Sennorita, wohl von rein mexikanischem Blut, dachte er, Farbe und Akzent verrieten das. Aber welche Anmut im ganzen Wesen, welch schöne Augen und welch reizendes Lächeln! Sie hatte Haare, die es mit den Raben dreist aufnehmen konnten, und ihre Zähne waren Perlen. Er mußte sich ihr vorstellen, wie ein rechter Gentleman. Aber — seine Rolle als mexikanischer Haciendero galt es nicht zu vergessen!

Alles dies durchzuckte das Gehirn des Offiziers wie ein Blitz. Aber wie groß war sein Erstaunen, als das Mädchen mit melodischer Stimme, in gutem Englisch, und mit dem Akzent einer echten Amerikanerin, einer Yankee, erwiderte: „Jawohl, Kapitän, ich bin die Tochter eines Tigreros, eines lieben Vaters, den ich schon nicht mehr sehen zu können glaubte, den ich aber wieder sehen werde, nachdem ihr mich vom Tode errettet habt! Der Capataz (Verwalter) von Las Cruces ist mein Vater. In seinem Auftrag war ich euch und dem Kanadier Caesar zu Pferd entgegengeeilt, um euch davor zu warnen, auf der Hacienda Halt zu machen. Ein gefährlicher Feind bewohnt sie nämlich zur Zeit. Es ist ein Bandit, der Colonel Lopez Balboa und seine Truppe. Ich habe den Fluß bei der Furt überschritten, etwas höher als hier, und ritt auf die Richtung zu, wo ich euch zu finden hoffte, da sah ich den Weg durch das Feuer abgeschnitten. Ich stieg einen Augenblick ab, um einen Gurt fester zu machen. Aber ich war so unvorsichtig das Pferd nicht beim Baum zu halten; verängstigt durch den Brandgeruch, lief es weg, ohne daß ich es einholen konnte, und nahm die Flinte mit, die im Sattel hing. Ich hatte nicht mehr Zeit, zu Fuß den Fluß zu erreichen. Das Weitere wisset ihr!“

Während sie sprach, hatte der Kapitän kein Auge von dem hübschen Gesicht verwandt, und er hielt die Hände des Mädchens viel länger in den seinigen, als er dies sonstwie getan hätte.

So plauderten sie geraume Zeit mit der Harmlosigkeit der vertrauensvollen Jugend, vergessend ihre gegenwärtige Lage und die vergangenen Gefahren, ganz allein auf ihrer Insel, neben ihnen der tote Jaguar.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Kapitän, daß sie Manuelita hieß, 18 Jahre alt war, und das einzige Kind des Capataz Peter Nelson, der aus Milwaukee im Wisconsinstaate stammte, und daß ihre Mutter, Dona Esperanza, eine Mexitanerin aus alter Familie war.

„Aber wie haben Sie mich erkannt, Miß Nelson? Es hätte doch ein ganz anderer sein können, als der, zu dem Sie der Capataz geschickt hat!“

„Aus der sehr genauen Beschreibung, die Caesar mir von euch wiederholt entworfen hat. Dazu kam, daß ich während unserer Flucht vor der brennenden Prairie euch sagen hörte: Beim Zeus! Kommen wir jemals zu dem Fluß und zur Hacienda von Las Cruces.“

Derweil sie so plauderten, erschien flußaufwärts eine Barke mit mehreren Personen. Am Borderteil stand aufrecht ein Mann in der Tracht eines Hacienderos, der aufmerksam den Horizont betrachtete und sich nach allen Seiten umsah. Im selben Augenblick hatten sich Manuelita und der Mann im Schiff erkannt. Ein Schrei entfloß den Lippen des Mädchens: „Mein Vater!“ Und vom Schiff ertönte es im Chor: „Sie lebt!“ Noch einige Ruderschläge, und die Barke kam an die Kiesbank. Der Capataz sprang ans Land. Kaum hatte er die Erde berührt, als die Tochter in seinen Armen lag: „Gott sei Dank, ich hab' meine Nina wieder! Dank unserer hl. Frau von Guadeloupe!“

Jetzt näherte sich auch der Kapitän. Er streckte dem Capataz die Hand hin, wobei er leise, um von den Knechten nicht gehört zu werden, das Wort „Freiheit“ aussprach, worauf Nelson im selben Ton mit „Washington“ antwortete. Dann erhob dieser die Stimme, schüttelte kräftig die dargebotene

Rechte und sagte auf spanisch: „Senor Don Diego Alvarez, ich sage Ihnen tausend Dank, denn ohne Zweifel ist es Ihr Verdienst, wenn ich meine einzige Tochter wieder habe. Der Himmel segne Sie!“

In diesem Augenblick bemerkte Nelson den Kadaver des Jaguars. Ein Schauer überlief ihn. Manuelita erzählte ihrem Vater nun rasch die dramatischen Episoden der Flucht vor dem Prairiebrand, den Heroismus und die Hingebung ihres Reiters, und das Ende des Jaguars. Auf's tiefste gerührt, hielt Nelson die Hände des Kapitäns umklammert: „Wir beide sind uns dadurch verbunden auf Leben und Tod, niemals werde ich vergessen, was Sie für meine Manuelita getan haben!“ Dann rief er einem Knecht, der auf der Tigerjagd gewöhnlich mithalf, und gebot ihm, den Jaguar abzupelzen. Das Tier hatte zwei Kugeln im Kopf. Die eine stammte vom Gewehr des Kapitäns, die andere aus der Pistole, die Manuelita abgeschossen hatte. Ja, Manuelita war die würdige Tochter des Tigerjägers. Dann legte der Kapitän das prächtige Fellen des Jaguars dem Mädchen zu Füßen, die vor Verwirrung errötete: „Senorita“, sagte er, „behalten Sie dies zum Andenken an eine der schrecklichsten Stunden, in der ich aber zu dem großen Glück kam, Sie vor einem fürchtbaren Tod zu bewahren!“

In diesem Augenblick erschien auf dem andern Ufer ein Trupp Reiter. Es waren Knechte der Hacienda, die der Capataz nach allen Richtungen ausgesandt hatte, auf die Suche nach seinem Kinde. Der eine führte Manuelitas Pferd an der Leine. Sie hatten, wie man nun erfuhr, das Tier, über und über mit Schaum bedeckt, aufgetrieben, als es in der Richtung nach seinem Ranch galoppierte. Den Weg über den Fluß hatten sie schwimmend zurückgelegt.

„Kommen Sie jetzt mit in's Schiff, Don Diego“, bat Nelson, „auf dem andern Ufer gibt Ihnen einer der Knechte das beste Pferd, ein anderer kann Ihnen als Führer dienen, und dann gehen Sie direkt auf Santa-Fe zu. Sie wissen warum“, fügte er leise hinzu. „Sie kommen erst in der Nacht an, aber auf den Führer können Sie zählen, es ist einer der unsrigen!“

Als sie das andere Ufer erreicht hatten, zäumten die Knechte mit dem Geschirr des toten Pferdes des Kapitäns einen prächtigen Mustang, den der Copataz selber bezeichnete. Derweil hatte sich Manuelita ihrem Pferde genähert. Sie band ihre Flinte los, englisches Fabrikat, und ließ Lauf und Hähne rasch abwischen und abtrocknen, denn während des Übergangs über den Fluß waren sie naß geworden. Dann trat sie auf den Kapitän zu mit den Worten: „Senor Don Diego, es ist in meinem Lande der Brauch, daß Menschen, die zusammen dem Tod in's Angesicht sahen, und die sich einander ergeben sind, die Waffen wechseln. Nehmt mein Gewehr, mag es euch Glück bringen! Ich werde das eurige behalten zum Andenken an eine Stunde, die auch ich nie vergessen werde!“

In der Seele ergriffen, nahm der Kapitän die Hand des Mädchens und drückte einen ehrfürchtigen Kuß drauf: „Darf ich hoffen, Sie wieder zu sehen, Senorita?“

„Wer kann das wissen?“ erwiderte sie, indem sie halblaut hinzufügte: „Gewiß, Kapitän, wir werden uns wiedersehen, wo und wann, weiß ich nicht, wahrscheinlich unter dem Sternenbanner. Erinnerung des Spruchs: Was die Frau will, das will Gott!“

Der Kapitän sprang in den Sattel. Noch ein letzter Händedruck für den wackern Copataz, ein letzter Blick mit der schönen Manuelita gewechselt, dann wandte er das Pferd und jagte, gefolgt vom Führer, in der Richtung nach Santa-Fe davon.

II.

Fast zweieinhalb Jahre sind seither vergangen. Seit 18 Monaten halten die Truppen der Vereinigten Staaten die Hauptplätze von Mexiko besetzt; nachdem sie überall Sieger geblieben waren, sind sie in die Hauptstadt selber eingezogen, um ihren Willen zu diktieren.

Ein kaum sichtbarer Fußweg, eine von den Tieren des Waldes getretene Spur, schlängelt sich durch das mexikanische Gestrüpp, ausgetrocknete Matis, dessen staubichte, verkümmerte Vegetation, grau in grau, auf die Dauer eintönig wirkt. Dieser Pfad geht über eine Reihe niederer Hügel, die von Kaktus und Moos spärlich bewachsen sind. Die Prairie dehnt sich

in Ferne, bis an den Fuß der hohen Berge, die den Horizont säumen. Wenn das Gestrüpp traurig ist, so glänzen und flammen die Höhen umso mehr. Zur Rechten erheben sich die stolzen Häupter der Sierra Blanca, deren Gipfel sich in Purpur hüllen, ein Zeichen, daß der Abend kommt. Zur Linken hebt sich die Sierra Dablo violett ab auf einem Hintergrund von Cadmium und Carmin. Gegen Westen, mehr als vier Wegstunden entfernt, erglänzt ein lichter Punkt in der durchsichtigen Atmosphäre. Es sind die Mauern der Hacienda von Las Cruces. Etwa dreitausend Meter vor der Hacienda wird die Prairie durch einen tiefen Abgrund, „la barranca“, getrennt, der durch die Wasser des Rio Pecos, einem Zufluß des Rio Grande del Norte, gegraben wurde. Es ist für nächtliche Reisen ein sehr gefährlicher Ort, aber um so geeigneter für Überfälle aus dem Hinterhalt.

Aber da kommt ein unabsehbarer Zug von Maultieren, die von Treibern zur Schlachtbank geführt werden, und eine Reihe leichter Wagen und Pulverwagen, von Soldaten geführt. Der Zug soll Geld, Proviant und Munition für das Okkupationskorps nach Santa-Fe bringen; er steht unter starker Bewachung.

Zwei Kompagnien Freiwilliger aus Virginia, eine Kompagnie Schützen aus Kentucky begleiten den Zug, flankiert von einer Schwadron des 25. Dragonerregiments der verbündeten Armeen. Ein Peloton von 25 Dragonern bildet die Vorwacht.

Zu Häupten der Kolonne reiten zwei Kavaliere. Zwei breitrandige graue Sombreros geben ihnen Schutz vor der Sonne, an Stelle der schweren Kopfbedeckung der Dragoner. Der erste der beiden Kavaliere ist kein anderer als der Kapitän Willy Landange, der zweite der Kanadier Caesar Benoist, der famose „Scout“, der erste Pfadfinder der Vereinigten Staaten; wie immer trägt er unter seinem Sombrero das rote Seidentuch. Ein Mestizze geht zwischen den beiden Reitern einher. Es ist der Führer des Zuges, aber ein Führer, der mit scharfem Auge bewacht und an der Leine gehalten werden muß. Denn um zu verhindern, daß der Mestizze im kritischen Augenblick einen Seitensprung machte, in welchem Augenblick man ihm den Schädel zerschmettern müßte,

sand Caesar nichts besseres als ihn, wie einen Hund, an der Leine zu führen. Der Indianer sieht übrigens recht traurig drein in seinem schmutzigen zerfetzten Serape der mexikanischen Nationaltracht.

„Warum sollen wir uns mit diesem Affen belästigen, Kamerad?“ fragte der Kapitän.

„Weil ich nie auf diesem Wege nach Las Cruces gekommen bin“, erwiderte Caesar, „und weil ich der Hacienda eine Freude zu machen glaubte, wenn wir auf dem Wege nach Santa-Fe einkehrten, mußte ich wohl oder übel einen Führer nehmen, dem ich übrigens nicht traue!“

Indem er von der Hacienda redete, warf der wackere Kanadier dem Gefährten einen verstohlenen Blick zu. Dieser errötete und machte, um seine Verwirrung abzulenken, auf das seltsame Gebaren des Führers aufmerksam. In der Tat schien der Indianer seit einiger Zeit beunruhigt, und das steigerte sich, je näher man der Barranca kam.

„Nun, so mach' doch!“ schrie ihn der Kanadier an, „oder ich nehm' dich an den Spieß!“ Dabei näherte er die Spitze des Schwertes dem Rücken des Indianers, der die Schultern zusammendrängte und Caesar einen haßerfüllten Blick zuwarf.

„Da seht, Kapitän! Ich will mir den Kopf abhauen lassen, wenn nicht der Indianer seine Sippe gespürt hat! Die Guerillos streifen sicher in der Nähe der Barranca umher!“

„Reicht möglich!“ stimmte der andere zu. „Kein Ort eignet sich auch besser, um über uns herzufallen. Aber ich möchte eher glauben, daß der Kerl Agavensaft riecht, denn da sind wir in der Nähe einer elenden Schenke. Aber was seh' ich da an der Tür? Ein Pferd mit dem Sattel einer Reiterin! Ist's die Möglichkeit! Und doch täuschen mich meine Augen nicht, es ist das Tier von Manuelita!“

Und der Kapitän galoppierte drauf los, gefolgt von Caesar, der ihm halb zornig, halb lachend nachrief: „Kapitän, seid auf eurer Hut! Es könnte eine Falle sein!... Der Kuckuck hol' die Verliebten!... Aber so mach' doch voran, du Drecksack!“ Diese Aufforderung galt dem Führer, den Caesar mit der Spitze des Schwertes zwang, mit dem Mustang im Galopp Schritt zu halten!

Alle drei kamen zugleich vor der Türe der Schenke an, aus der gerade Manuelita heraustrat. Der Kapitän war abgesprungen. „Manuelita!“ „Billy!“ Die beiden Namen wurden auf einmal herausgestoßen, und im ersten Impuls liefen die beiden jungen Leute auf einander zu und streckten sich die Hände entgegen. Ohne daß sie's wollten, hatten die Herzen lauter als der Verstand geredet. Das kam ihnen jetzt zum Bewußtsein, worauf sich einen Augenblick die Verlegenheit einstellte. Das zeigte sich bei Manuelita durch eine plötzliche Röte auf den Wangen, während beim Kapitän die Aufregung durch die bleiche Gesichtsfarbe sich kundgab. Das Mädchen erlangte zuerst wieder die Kaltblütigkeit, und die Ankunft Caesars mit seiner Meerlage machte der peinlichen Szene ein Ende.

„Es freut mich sehr, euch wieder zu sehen!“ begann Manuelita, indem sie sich zu Caesar wandte, „das war ein schöner Gedanke, in Las Cruces Halt zu machen. Papa wird sich freuen, euch zu sehen, und wird Kapitän Landange und seine Offiziere festlich bewirten.“

„Aber wie kamst du in diese verrufene Schenke, liebes Kind?“ fragte Caesar, mit den Augen blinzeln, was eine neue Röte auf Manuelitas Wangen hervorzauberte.

„Ich war von früh morgens ab auf der Trappenjagd mit dem Tigerjäger Pepe, schlechter Mensch, der ihr seid!“ erwiderte sie lächelnd.

Aber da der Abend heranzog, befahl der Kapitän der Vorwacht, Richtung auf die Barranca zu nehmen. Dann half er Miß Nelson auf's Pferd zu steigen und sprang dann ebenfalls in den Sattel. Beide hatten denselben Gedanken, als sie ihre Flinten betrachteten, die sie vor zwei Jahren ausgewechselt hatten, und die beide am Sattel hingen; jetzt begegneten sich ihre Blicke.

„Ihr habt daran gedacht, Kapitän! Ich danke euch“, sagte Manuelita.

„Und Sie, Miß Nelson?“ fragte der Kapitän.

Sie lächelte ohne zu antworten, aber ihre behandschuhte Rechte fuhr über das Flintenrohr wie eine Liebkosung. Der Durchgang durch die Barranca ging von statten ohne Zwischenfall, es sei denn, daß der Führer

während des Durchgangs von der Verwirrung profitierte, welche entstand, als ein Lasttier zu Fall kam, und spurlos verschwand, ohne was anders als einen zerschnittenen Strick zurückzulassen.

Endlich kam man zur Hacienda. Nelson kam mit gespreizten Armen den Gästen entgegen, ebenso Dona Esperanza, ein gutes, sanftes Geschöpf. Die Kolonne fand unter dem Dach der geräumigen Gebäude der Hacienda Las Cruces, einer der schönsten Farmen von Neu-Mexiko, Nachtlager genug. Der Kapitän hatte beschlossen, die Nacht und den Vormittag des andern Tags hier zu verweilen, um Menschen und Tieren Ruhe zu gönnen und am Geschirr auszubessern, was zu reparieren war.

Die Nacht verlief ruhig. In der Morgendämmerung aber wurden von der Wache aus der Ferne einige Reiter gemeldet. Sie galoppierten auf dem Kamm der Hügel entlang, die dem Felsengebirge vorgelagert sind und in weitem Umkreis den Häuserkomplex der Hacienda umgaben. Bald vermehrte sich die Zahl der Reiter, und plötzlich wurden die Vorwachen mehrerer Trupps Infanterie und Kavallerie sichtbar. Sie stellten sich zur Schlacht auf, ihre Linie krönte die umliegenden Höhen. Die Lanzen und Bajonette glitzerten in der Morgensonne. In der Ferne schien sogar der bronzene Glanz einer Kanone zu leuchten. Es waren die regulären Kavallerietruppen des Generals Meja, die Fußsoldaten von Almonte, und die Cuadrilla dieses Banditen und Wegelagerers Lopez Balboa. Der Kapitän und der Kanadier waren auf die Terrasse gestiegen, von wo aus sie das Terrain überblicken konnten.

„Bei Sankt Veit!“ rief Caesar, „auf Mittag wird's heiß werden! Alle diese Kerle vor der Nase und die Barranca im Rücken, müßten wir, um Luft zu bekommen, diesem Gewürm über den Leib schreiten!... Aber sehet einmal dahin, der mexikanische Generalstab ist komplet!“ Beide hatten ihre Ferngläser darauf gerichtet. „Ich sehe ganz genau Almonte, Meja und... tausend Millionen Skalpe! Da ist auch der Schurke von Lopez! Was, der Schuft wagt sich so in meine Nähe! Nun, warte du Hund, hab' acht auf deinen Pelz!“ Und Caesars Augen schossen Blitze.

Gefolgt vom Pfadfinder, war der Kapitän herabgestiegen, um seine letzten Befehle zu geben und seine Dispositionen zu treffen. Er ließ die Munitionen im weiten Raum unterbringen, der sonst als Obdach für das Hornvieh diente. Seine drei Kompagnien legte er hinter die Mauern der Hacienda, die für den Belagerungszustand ausgerüstet waren. Hinter den Gebäudekomplex legte er seine Schwadron Dragoner, bereit, im kritischen Augenblick auf die Mexikaner loszufahren. Dann erwartete man den Angriff.

Der ließ nicht lange auf sich warten und begann mit einem heftigen Feuer aus den mexikanischen Kanonen. Aber die Offiziere, die das Feuer dirigierten, schienen keine Spezialisten im Fach zu sein. Die Geschosse fielen zu früh oder zu spät ein. Eine einzige Kugel deckte die Mauer ab und fiel inmitten der Tiere und des Wagenparks nieder. Die verängstigten Tiere sprangen auf, zerrissen das Geschirr und ließen die Maultiertreiber und Führer die unglaublichsten Kopfsprünge machen. Einen Augenblick hörte man vor den Verwünschungen, den Kernflüchen in allen Sprachen und vor dem Gewieher nicht einmal das Gewehrfeuer mehr.

Da die Mexikaner die Fruchtlosigkeit ihrer Aktion einsahen, schoben sie die Geschütze vor. Aber dabei gerieten die Batterien vollständig in Unordnung. Jetzt setzten die Karabiner der Kentucky-Schützen ein. Im Nu lag die Besatzung der Batterien am Boden. Die mexikanische Infanterie begann unter dem gut geleiteten Feuer, das aus der Hacienda kam, zu schwanken, sich zu verwirren, bis sie ganz das Feld räumte, und die Lanciers von Meja und die Guerillos von Lopez entblühte.

Auf den Augenblick hatte der Kapitän gewartet, um seine Dragoner auszusenden. Der Angriff wurde prächtig ausgeführt. Die Lanceros und Guerillos warteten ihn nicht einmal ab, sie ergriffen die Flucht: Mit dem Rücken der Pferde wie verwachsen, rasten sie im wilden Galopp davon, von den Amerikanern spornstreichs verfolgt. Balboa war nicht derjenige, der am langsamsten davon-eilte, er ritt an der Spitze der Flüchtlinge.

Während dieses Angriffs galoppierten der Kapitän und Caesar dicht nebeneinander; sie

wollten den General Weja einholen, den sie am lächerlichen Puz erkannt hatten. Er flog wie der Wind davon auf seinem braungefleckten Mustang. Aber der Kapitän kam ihm doch auf die Fersen. Nur noch zwei Hufschläge und er war in seiner Höhe. Da drehte sich der General, ohne im Ritt anzuhalten, um, zielte mit einer langgezogenen Pistole auf seinen Verfolger und gab Feuer. Das Pferd des Kapitäns stürzte, vor die Stirn getroffen, zu Boden. Der Reiter wurde zehn Meter darüber weggeschleudert.

Man trug ihn bewußtlos in die Hacienda. Manuelita hatte von der Terrasse ihrer Wohnung her den Kampf in allen seinen Phasen verfolgt. Als sie in den Hof hinabstieg und nun sehen mußte, wie die Dragoner auf einem ausgestreckten Mantel ihren Offizier ohnmächtig hereinbrachten, wurde es ihr eiskalt um's Herz, die Augen traten aus den Höhlen, das Gesicht bedeckte Totenblässe. Sie wäre hingefallen, hätte sie nicht Dona Esperanza, die ihr gefolgt war, in ihre Arme aufgenommen. Glücklicherweise kam auch Caesar herbeigeißelt. Er hatte den Zustand des Freundes schon genau untersucht und konnte dem Mädchen sagen: „Beruhige dich, Nina, es ist nur eine Ohnmacht, weiter nichts, so wahr ich ein Kanadier bin!“ Nun erst kam wieder Leben in Manuelita, ihre Lippen röteten sich und das Gesicht bekam wieder Farbe.

Der Kapitän wurde in die Gemächer von Dona Esperanza getragen, wo ihm diese, unterstützt von Manuelita und Caesar, die zärtlichste und vorsichtigste Pflege zuteil werden ließ. Die Mutter hatte Mitleid mit ihrer Tochter, deren Herz sie längst schon sondiert hatte. Schlan, wie alle Frauen, hatte sie das Geheimnis, das Miß Nelson wie einen Schatz auf dem Grunde ihrer Seele barg, bald erraten.

Was den Kapitän betraf, so konnte er, um die Angst Manuelitas zu beruhigen, nichts Besseres tun, als zu sich zu kommen, was auch geschah. Aber er war ganz gebrochen und hatte im Kopf eine tiefe Wunde, herbeigeführt durch einen spitzen Kiesel, auf den er gestürzt war. Kurz, er mußte sich zwei, drei Tage absolut ruhig verhalten.

„Ihr seid der Glückliche der Sterblichen!“ hatte ihm Caesar unter vier Augen gesagt. „Euer Abenteuer tröstet mich über die Flucht von Lopez. Der schönste Tag meines Lebens wird sein, wenn ich euch mit Nina zum Altare geleite, nachdem ich zuvor den Stalp von Lopez erbeutet habe.“

„Was sagt ihr da!“ hatte der Kapitän erwidert. „Miß Nelson weiß kein Wort, und ich bitte euch um des Himmels willen, die Ruhe dieses jugendlichen Herzens durch euer verrücktes Gerede nicht zu stören!“

„Gut, gut, ich weiß, was ich sage!“ bemerkte Caesar. „Auf Wiedersehen, Kamerad! Der Himmel schütze euch, ihr seid übrigens in guten Händen, Glückspilz, der ihr seid!“ Und er ging lachend hinaus.

Sein Zustand erlaubte es dem Kapitän nicht, den Befehl über die Kolonne wieder zu übernehmen. Endlich gab er dem Drängen Nelsons, den Bitten von Dona Esperanza und ihrer Tochter, sowie den Vorstellungen der Offiziere nach, die sich mit Caesar dagegen wehrten, daß er mit der Kolonne aufbrach. Er beschloß also auf der Hacienda zu bleiben, bis Caesar mit der Schwadron zurück war. Sie sollten ihn holen kommen, wenn der Zug nach Santa-Fe gebracht war, und dann mit ihm nach El Paso am Rio Grande ziehen. Einige Stunden später setzte die Kolonne ihren Marsch fort, unter dem Kapitän Roald Falkon aus Kentucky, des Dienstältesten. Caesar aber verabschiedete sich von Manuelita mit den Worten: „Es ist doch seltsam, Nina! jedesmal, wenn der Kapitän mit dir zusammentrifft, verliert er ein Pferd. Heute ist's das zweite! Aber er scheint auch noch sonst was gründlich verloren zu haben!“ „Was denn, boshafter Spötter?“ „Nun, sein Herz, den! ich!“ Und er eilte schleunigst davon, um den Trupp einzuholen.

III.

Als der Zug in Santa-Fe angelangt war, verteilte sich die militärische Bedeckung. Die Infanterie stationierte in Santa-Fe, die Schwadron unter dem Kommando von Lieutenant Singleton schlug, mit Caesar, wieder den Weg nach Las Cruces ein. Die Rückkehr geschah ohne Zwischenfall bis zum Präsidio von San Pedro, wo eine kleine Halt gemacht wurde.



Der Reiter ließ den Jaguar nie aus dem Auge, der nicht aufhörte, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Dort teilte der Chef der Station den Amerikanern mit, es seien Guerilleros in der Nähe, Rundschäfer hatten ihm die Meldung überbracht. Caesar verlangte nicht mehr. Er drängte Singleton zum sofortigen Ausbruch. Man bestieg also die Pferde. Im Laufe des Nachmittags machte die Kolonne ein wenig Halt, um das Gepäck in Ordnung zu bringen. Caesar stand mit den Offizieren rauchend abseits, als der Pfadfinder, dessen Kugel von Berufswegen nie ruhte, am Horizont etwas weißes sah, das bald größer wurde: es war ein Reiter. Im wilden Jagd kam er heran, direkt auf die Schwadron zu. Der Fremde schwenkte den Sombbrero.

„Bei Sanct Veit!“ rief der Waldläufer aus, „das ist Pepe, der Tigerjäger von der Hacienda! Was ist denn da los?“

Wie er auf Rufweite kam, schrie Pepe — denn er war es — so laut er konnte: „Auf, auf, ihr Männer, in den Sattel! Lopez greift die Hacienda an!“ Dann hielt er sein Tier an, das geradezu schäumte, und erzählte, ohne abzusinken, noch außer Atem das folgende:

„Es war die Senorita selber, die heute früh den Alarm gab. Auf der Jagd hatte sie die Cuadrilla von Lopez bemerkt, die auf die Hacienda losging. Sofort wurden die Türen geschlossen. Frauen und Kinder hielten sich im Hauptgebäude versteckt. Der Copataz hat alle wehrfähigen Männer ausgerüstet, etwa sechzig, und hat sie zum Kampf geordnet. Der Kapitän wollte um jeden Preis aufstehen. Er warf sich in die Kleider und ist bewußt zu uns auf die Terrasse gekommen, über dem Eingangstor. Die Senora, die Senorita, der Kapitän und ich waren also dort oben. Fünfhundert Schritt vor der Hacienda machte die Cuadrilla von Lopez Halt, und ein Reiter kam auf uns zu, der die Flagge des Parlamentärs schwenkte. Es war Lopez selber. Auf Rufweite gekommen, schrie er uns zu, er sei hergeekelt, um die Hacienda in Brand zu stecken und die Bewohner niedermachen, wenn die ihm nicht den Kapitän, dazu 25 000 Dollars und die Senorita ausliefern möchten. Der Kapitän wußt baumeln“, fügte er hinzu, „die Senorita wird meine Frau, und die 25 000 Dollars sind für mich! Alle sind zur Hochzeit eingeladen!“ Der vor Wut tobende Copataz schrie

ihm etwas entgegen, das ich nicht verstand, und legte sofort auf ihn an. Aber Lopez wartete das Weitere nicht ab, sondern ritt eilends zu seiner Bande zurück.

Dann begann der Angriff, heftig und furchtbar. Das große Tor haben sie in die Luft gesprengt, und die durch die Explosion erschreckten Knechte verließen ihren Standort und sind wie Schafe niedergemetelt worden. Auf der Terrasse konnten wir uns noch halten, der Copataz, die Domen, der Kapitän, ich und sieben Knechte. Als ich fortging, war der Copataz am Kopf verwundet, die Senora hatte eine Kugel in der Brust, und drei Knechte waren kampfunfähig. Der Kapitän schlug sich wie ein Löwe, die Senorita schloß wie ein Krieger. Aber es fehlte an Munition. Darum schickte mich die Senorita nach San Pedro um Hilfe. Ich ließ mich hinter der Hacienda an einem Seil über die Mauer, dort sprang ich auf ein herrenlos umherstehendes Pferd, und kam hierher, ohne gesehen und verfolgt zu werden.“

Den größten Teil dieser Erzählung gab Pepe während er zwischen dem Leutnant und Caesar einher galoppierte.

Nun sah man vor sich die Hacienda. Wie ein Wirbelwind sausen die Dragoner in den Hof hinein, wo die Geschütze in Flammen stehen. Ein unbeschreiblicher Tumult setzte nun ein, eine Flucht über Holz und Reif seitens der Desperados, die von der Ankunft der Amerikaner gehört hatten. Von allen Seiten ertönten Vermahnungen und Jammerschreie, beherrscht von den ängstlichen Rufsen der Frauen. Die Dragoner, deren Säbel bis an's Heft gerüstet sind, richten unter den Mexikanern ein furchtbares Blutbad an, während von der Terrasse die letzten Hinterschüsse fallen. Caesar aber hatte Lopez stehen sehen, und machte sich an seine Verfolgung mit Pepe und einigen Dragonern.

Jetzt galt es, die Toten aufzufinden und die Verwundeten zu verbinden. Die Kopfwunde des Copataz war nicht gefährlich; nur Dona Esperanza war schwer verletzt, aber auch hier konnte man noch leise Hoffnung haben.

Gegen Abend lag Dona Esperanza auf dem Bett. Der Feldscher der Schwadron hatte ihr einen ersten Verband angelegt; sie ließ den

Kapitän zu sich bitten. Der Copataz und seine Tochter waren schon bei ihr. Als der Offizier in's Zimmer trat, erhob Dona Esperanza ihre schwache, aber sehr deutliche Stimme:

„Herr Kapitän, ich weiß nicht, was der liebe Gott mit mir vor hat. Aber ich werde die Augen mit größerer Ruhe schließen, wenn ich weiß, daß unsere Nina glücklich ist. Mein Mann und ich, wir wissen, daß Sie unsere Manuelita lieben, aber ich möchte das von Ihrem Munde selber hören. Unser Kind ist nur die Tochter eines armen Verwalters, eines Tigerjägers. Lieben Sie Manuelita stark genug, um sie ohne Mitgift zu nehmen? Denn sie hat als ganzen Reichtum nur ihr Herz, und das hat sie Ihnen geschenkt.“

„Ach ja, Senora“, begann nun der Kapitän, dessen Stimme vor Ergriffenheit zitterte, „geben Sie mir Ihre Nina, denn ich liebe sie mit allen Kräften meiner Seele, ich habe sie geliebt von der ersten Stunde an, da die göttliche Vorsehung es zuließ, daß ich ihren Weg freute. Das einzige Ziel meines Lebens wird sein, sie glücklich zu machen!“

„Ich wüßte es!“ sagte Dona Esperanza. „Tritt näher, Nina!“ Und die Verwundete nahm beider Hände und schloß sie in der ihrigen zusammen. Dann ließ Manuelita das Köpfchen auf die Brust des Verlobten fallen, und süße Tränen netzten ihre Wangen, vor Freude und Rührung. . .

Der Kanadier, der Tigerjäger und die Dragoner kehrten spät erst in die Hacienda zurück. Sie führten 30 Pferde mit als Kriegsbeute, aber keine Reiter, denn Barton wurde nicht gegeben. Sie schienen befriedigt. Caesar besonders strahlte vor Freude. Unter der Türe trat er auf den Copataz und die Offiziere der Schwadron, die ob seiner langen Abwesenheit schon unruhig geworden waren. „Es geht famos!“ sagte er, „alle Joris sind gelüchelt. Pepe und ich lassen Lopez nicht aus den Augen. Nach einem rasenden Ritt von zwei Stunden trafen wir ihn endlich. Mein Lasso hat gleich gefangen, und der Kerl lag am Boden. Pepe und ich, wir banden ihn, und bevor er Zeit hatte, einen Laut von sich zu geben, hatte ich ihm auch schon den Stolz abgezogen. Niemals habe ich so trullen hören. Nach der Operation lag er noch nicht in Ohnmacht. Dann machte

ich die rote Binde los und zeigte ihm meinen Schädel. „Kennst du dein Werk, Lopez?“ fragte ich ihn. Er schloß die Augen und ich schloß ihm vor den Kopf. Jetzt sind wir quitt.“ „Aug' um Aug', Zahn um Zahn!“ schloß der Copataz, und beugte sich dem rachedürstigen Kanadier die Verlobung seines Kindes mit dem Kapitän mitzuteilen. „Hurra, hurra!“ schrie dieser und warf seinen Sombbrero hoch in die Luft. „Hurra für Nina, hurra für Willy! Mein Programm ist jetzt ausgeführt. Ich habe Lopez kloppt, und ich darf meine Freunde zum Altar führen. Hurra, h'pp, h'pp hurra!“

Henry Sanier.

Der Zahn des Kindes.

(Mit einer Abbildung.)

I.

„Alice hat also noch immer Schmerzen?“
„Nicht mehr zum Aushalten! Das arme Kind hat gerade jetzt viel zu leiden!“

„So geh' mit ihr zum Zahnarzt, das ist das einzige Mittel, um den Schmerzen Einhalt zu tun! Sie ist jetzt 6 Jahre alt, da stirbt man schon nicht mehr bei den heutigen Einrichtungen, vom Zahnziehen!“

„Gewiß, aber da es der erste ist, hat das Kind eine fürchterliche Angst vor dem Doktor und besonders vor der Operation!“

„Pure Kinderei! Du bist seine Mutter, bring' sie zur Vernunft! Gib ihm zu verstehen, wie unbegründet seine Angst, und wie notwendig es ist, die Hilfe des Arztes in Anspruch zu nehmen.“

„Seit ein Uhr tue ich nur das. Jetzt ist es zwei Uhr, und der Doktor empfängt zu Hause. Jetzt muß man ein Ende machen.“

„Geh schnell!“

Madame Verfu ging auf ihr Zimmer und setzte den Hut auf. Bald darauf kam sie wieder, in Begleitung des weinenden Töchterchens, um sich vom Gatten zu verabschieden. Dann verließen Mutter und Tochter das Haus unter dem Vorwand, einen Spaziergang zu machen.

Dieses Gespräch fand vor kurzem statt im

Bureau eines sehr bekannten Advokaten aus der Rue des Pyramides.

Nachdem Madame Juliette Versin und Aline einen Augenblick im Jardin des Tuileries zugebracht hatten, gingen sie über den Pont-Royal in die Rue du Bac, um in den Magasins du Petit-Saint-Thomas Einkäufe zu besorgen, in Wahrheit aber, um das Kind zum Doktor Fanel zu bringen, dem Zahnarzt der Familie, der etwa 100 Schritte davon entfernt wohnt.

Madame Versin war kaum zwanzig Minuten aus ihrer Wohnung fort, als die elektrische Klingel im Hausflur unter energischem Druck ertönte.

Die Magd schloß auf, und der Advokat konnte von seinem Bureau aus hören, welches Gespräch sich zwischen Françoise und dem Besucher entspann:

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, Madame Hubert, daß die Herrin zur Zeit ausgegangen ist.“

„Seit Montag sagen Sie mir das schon zum dritten Mal. Ich fange an zu glauben, daß es eine Ausflucht ist. Ich bringe die Rechnung und will sie Madame Versin persönlich einhändigen, denn ich habe für morgen unbedingt Geld nötig.“

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß Madame Versin mit ihrer Tochter ausgegangen ist!“

„Nun, so will ich auf sie warten!“

Als der Advokat das Wort „Rechnung“ gehört hatte, war er aufgestanden, hatte die Tür geöffnet, und war ins Vorzimmer gegangen:

„Sie wollen zu Madame Versin?“ sagte er der Besucherin, „sie ist aber, wie Françoise gesagt hat, ausgegangen. Da Sie die Absicht haben, auf sie zu warten, können Sie ja auf's Bureau kommen bis zu ihrer Rückkehr; sie wird nicht auf sich warten lassen.“

„Nicht notwendig, Herr Versin, ich komme auf den Abend wieder!“

„Aber nein, Sie haben sich schon dreimal umsonst bemüht; unnötig, daß sie dies noch ein viertes Mal tun!“

„Aber ich kann ja nicht, ich habe mit Madame zu tun!“

„Gewiß.“

Indem er so sprach, ließ Daniel Versin

die Näherin in sein Bureau eintreten und schloß hinter ihr ab.

Er bot ihr einen Stuhl an und ließ sich dann selber nieder:

„Sie bringen Ihre Rechnung?“ begann er.

„Meine Rechnung . . .?“

„Nun ja, vor fünf Minuten haben Sie's doch selbst der Magd gesagt?“

„Das ist wahr, aber ich will sie nur Madame Versin abgeben . . .“

„Warum denn?“

„Weil es . . . schicklicher ist . . .“ stammelte zögernd Madame Hubert. „Eine Näherin, die etwas auf sich hält, rechnet in der Regel nie mit dem Gatten ab.“

„Alles hat einen Anfang, namentlich wenn die Näherin Geld braucht . . . und das ist wohl Ihr Fall . . . und der Mann die Rechnung begleichen will.“

„Wie, Herr Versin . . .“

„Zweifeln Sie an meinen Worten?“

„Nein, aber was wird Madame sagen?“

„Sie wird mir Dank wissen, daß ich für sie bezahlt habe.“

„Ich darf nicht.“

„Ach was! Geben sie mir die Rechnung, ich kann nicht zahlen, wenn ich nicht weiß, wieviel es ist!“

„Natürlich, aber es ist so selten, daß ein Mann die Rechnung seiner Frau bezahlt.“

„Und doch ist's ganz natürlich!“

Versin nahm darauf die Rechnung aus der Hand der Schneiderin, überflog sie, las die Endsumme, die sich auf 3080 Fr. 25 Cts. belief, ging zur Kasse, ohne daß auch nur die geringste Falte in seinem Gesicht eine innere Empfindung zeigte, nahm 3 Tausendfrankenscheine, 4 Goldstücke und 25 Cts. heraus.

Die Schneiderin machte große, fast stumpfsinnige Augen und trakte sich hinter dem Ohr, um sich zu vergewissern, daß sie nicht träumte.

„Ist das die Summe, die Sie zu gut haben?“ fragte mit der lebenswürdigsten Miene Daniel Versin.

„Gewiß, Herr Versin.“

„Dann möchte ich Sie bitten diese Rechnung zu quittieren, die ich stempeln, und die 3080 Fr. und 25 Cts. die Ihnen gehören, in Empfang zu nehmen!“

Madame Hubert unterschrieb, nahm die

Summe zu sich und entfernte sich mit einem Bückling fast bis zum Fußboden.

II.

Als er wieder allein war, ließ sich Berfin schwer in seinen Sessel fallen, und ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund, in dem zugleich eine große Trauerheit, Enttäuschung und auch ein kleiner Zorn sich kundgaben.

War es nicht zu stark! 3080 Fr. 25 Cts. bei der Schneiderin, und doch hatte sie für ihre Toilette ein Jahresgeld von 6000 Fr., die ihr in Monatsraten bezahlt wurden. Und Juliette bezahlte nicht einmal bar!

Sind die Männer leichtsinnig und dumm, die sich im Vertrauen auf das hauswirtschaftliche Können ihrer Frauen schlafen legen! Was ihn betraf, so sollte das geändert werden; einmal konnte so was vorkommen, aber nicht wieder!

Als er seiner Frau diese Summe auswarf, so sagte er ihr, und er erinnert sich dessen noch gut:

„Du willst ein Jahresgeld für deine Toilette, für die von Aline, und für die kleinen Ausgaben, die damit im Zusammenhang sich ergeben. Gut. Du schätzt, daß diese Ausgaben auf wenigstens fünftausend Fr. sich belaufen. Ich verspreche dir sechstausend, unter einer Bedingung: du machst bei den Lieferanten keine Schulden, verstanden?“

Und nun war sie schon für 11 Monate der Schneiderin 3080 Fr. und 25 Cts. schuldig! Wo war denn der Rest geblieben? Juliette hatte doch keinen Schmuck gekauft, auch hatte er weder in ihrem Verhalten, noch in ihren Manieren oder sonst in ihrem Leben Verdächtiges wahrgenommen.

Sie waren seit 7 Jahren verheiratet, und verstanden sich ausgezeichnet. Nie zankten sie sich. Nur dann und wann, aber selten, schmollte sie, sei es aus unbedachter Starrköpfigkeit, sei es aus Laune, wie sie jedermann haben kann, ohne daß dadurch ihrer Freundschaft Eintrag getan wurde, und das war alles.

Die Geburt ihrer lieben Aline hatte womöglich das süße Band der Familie, das sie so eng miteinander vereinigte, nur noch fester geschlossen. Bis dahin war Madame Berfin eine opferwillige Gattin und die beste Mutter

gewesen. Das zeigte sich in allem und wurde durch alles bestätigt. Aber dann...? Er kannte sich nicht mehr aus. Entweder war seine Frau die allerschlaueste ihres Geschlechts, oder sie verlor den Verstand, eins von beiden!

Da in diesem Augenblick der Advokat die Stimmen von Mutter und Tochter hörte, die heimkehrten, verbarg er seinen Ärger und schien sich an die Arbeit zu machen wie vorhin.

„Vater“, rief das Kind vor lauter Freude ihm entgegen, „ich habe keine Schmerzen mehr, der Zahn ist herausgefallen. Sieh' mal her, ich schenk' ihn dir!“

„Das ist ja ausgezeichnet!“

„Ausgefallen, aber nicht ohne Tränen und Beschwerden?..“ fügte lächelnd Madame Berfin hinzu, die nun vortrat, um ihren Mann zu begrüßen. „Der Eingriff war nicht ohne Mühe, Aline glaubte wohl, der Doktor wolle ihr mit dem Zahn gleich den Kopf abreißen!“

Aber da sah sie, wie ihr Gatte bleich und nervös war:

„Mein Gott, wie ist dir denn?“ fragte sie ängstlich.

„Es ist nur — daß ich zornig über dich bin, meine Verehrte...?“

„Über mich?“

„Jawohl.“

„Guter Gott, was hab' ich denn getan?“

„3080 Fr. und 25 Cts. Schulden bei deiner Schneiderin die ich nicht bezahle!“

„War Madame Hubert da?“

„Zum dritten Mal, sagte sie der Magd, und diese erfolglosen Laufereien bringen sie in Wut.“

Madame Berfin versank in ein fürchterliches Schweigen.

„Dabei gebe ich dir monatlich 500 Frs. für deine Toilette,“ fuhr der Gatte fort, „eine erhebliche Summe, wie ich meine, für eine Dame deines Standes, und du findest noch Gelegenheit, nachdem du diese 6000 Fr. verbraucht hast, noch 3000 Fr. darüber zu verschleudern? Mach' was du willst, bei mir ist nichts zu wollen!“

„Aber so hör' doch Daniel, ich bitte dich!“

„Nein, nicht einen Sou, nicht einen Centime für Madame Hubert!“

„Ich habe unrecht getan, diese Schuld zu machen, obwohl Madame Hubert es vorzieht,

urde
Er
war
chts,
den!
die
örte,
und
rhin.
reude
mehr,
her,

und
erfin
n zu
ohne
wolle
en!"
und
te sie
bich

an?"
t bei
"
Magd,
en sie
chter-

B. für
"eine
"eine
noch
. ver-
u ver-
mir ist
bich!"
Gen-

ld zu
rzieht,



Nachdem sie einen Augenblick im Jardin des Tuileries zugebracht hatten.

größere Summen zusammenkommen zu lassen. Zieh mir vom Jahresgeld allmonatlich einen Teil ab, und ich will es nicht mehr tun!"

"Nein, hundertmal nein, ich will an Madame Hubert nicht mehr auszahlen, in dem Punkte bleibe ich unerbittlich!"

"Mutter," flüsterte Aline, "ich gib dir Geld, da nimm diese 20 Fr., die mir Herr Fanel gegeben hat. Morgen laß ich mir alle Zähne ziehen, und gebe dir dann die Goldstücke, die ich dafür bekomme."

Bersin, der den Sinn dieser Worte nicht begriff, warf seiner Frau einen fragenden Blick zu:

"Das Kind war in großer Aufregung, du hast's ja gesehen," erklärte die junge Mutter. "Damit sie sich aber beruhigte, habe ich ein Goldstück in die Hand des Arztes gleiten lassen. Er hat mich sofort begriffen und Aline 20 Fr. versprochen, wenn sie brav bleibe, womit sie sich Näscherien und Spielzeug kaufen konnte. Jetzt will sie mir aus der Verlegenheit helfen, da der Vater sich weigert, und die liebe Kleine entschließt sich, alle Zähne zu verlieren, mit der Aussicht vom Zahnarzt dafür bezahlt zu werden."

Sehr gerührt nahm Bersin das Töchterchen in die Arme und bedeckte es mit Küffen. Dann griff er nach der quittierten Rechnung auf dem Bureau:

"Ich will dir deine weißen Zähnen abkaufen, liebes Kind, aber ich verlange, daß du sie für dich behältst! Da, nimm diesen Fetz Papier, es ist unser Kaufakt! Gib ihn der Mutter, sie soll ihn gut aufheben!"

Aline gab der Mutter das Papier, den Preis kindlicher Aufopferung.

Madame Bersin ließ einen flüchtigen Blick darüber gleiten, stieß einen Freudenschrei aus und nahm ihren Gatten um den Hals, ihn herzlich und küßend:

"Dank, Dank, lieber Daniel, das werde ich nie vergessen!"

Der Advokat nahm die Ecktasche kühl auf. Die Frau gewährte dies und wurde traurig. Sie wischte sich mit dem Spizentuch, das sie der Handtasche entnommen, über die Augen, und ging auf ihr Zimmer.

Er zürnte ihr also? Und doch, wenn er wüßte . . . !

III.

Als die Frau draußen war, konnte sich Bersin vom Eindrucke des Erlebten noch nicht frei machen. Er stieß einen schweren Seufzer aus und kam an sein Bureau zurück, nicht um das angefangene Studium der Akten fortzusetzen, sondern um sie ein wenig zu ordnen, und auf ein Paar Klienten zu warten, die sich auf den Abend angesagt hatten.

Mitten in dieser Beschäftigung konnte sich der Advokat nicht enthalten, trüben Gedanken nachzuhängen.

Würde ihr die Lektion genügen? Er war hart, sehr hart mit ihr gewesen, er mußte sich gestehen! Sie hatte sich auf die kühle Aufnahme nicht gefaßt gemacht, es war Zeit, daß sie auf ihr Zimmer kam, denn ihre Thränen begannen zu laufen, und er selber fühlt sich erschüttert. Fünf Minuten später, und er hätte die Rechnung zum Kuckuck geschickt — er erinnerte sich kaum mehr daran.

Aber umsonst suchte er nach den Anlässen zu so großen Ausgaben, er fand keine. Seine Frau war auf dem Punkte gewesen, ihm irgend eine Erklärung zu geben; jetzt bedauerte er, ihr dafür nicht Zeit gelassen zu haben, er hätte ihre Verteidigung anhören sollen. Aber wozu? Wenn eine Frau im Fehler ist, fehlen ihr die Entschuldigungen nie, die zeigen, daß sie nicht anders handeln konnte. Die Umstände zwangen sie wider Willen vom Wege der gewohnten Klugheit abzugeben. Sie mußte den Entschluß ohne Verzug fassen, und was dergleichen mehr ist. Mit Phantasie und Kühnheit kann man sich immer aus der Verlegenheit ziehen.

So sann und dachte der Advokat, als ein Buchbeschwerer, durch einen unwilligen Stoß von seiner Hand auf den Teppich rollte. Er bückte sich, um ihn aufzuheben. Dabei gewährte der Advokat eine zusammengefaltete Briestafche. Die mußte seiner Frau aus der Handtasche gefallen sein, als sie das Taschentuch hervorzog. Er las die Adresse:

„Madame Juliette Bersin
4, Rue des Pyramides
Paris.“

Wer schreibt da seiner Frau?

Der Advokat drehte die Briestafche um und um. Er stellte fest, daß der Poststempel neuern

Datums und in Paris aufgedrückt war.

Wozu dieser Brief? Was enthielt er, wer hatte ihn geschrieben? Waren Glückwünsche drin, Klagen oder am Ende eine neue Rechnung? Schließlich war der Brief schon eröffnet und gelesen, was hinderte ihn, dies zu wissen? Aber er mußte sich's gestehen, daß es eleganter war, den Brief in einen geschlossenen Umschlag zu stecken mit dem Vermerk: „Ich fand diesen Brief auf dem Teppich meines Bureaus und schicke ihn dir ungelesen durch Françoise.“

Würde ihm Juliette das glauben? Nein, sie würde glauben, daß er davon Kenntnis genommen hat, und daß ihm nichts davon unbekannt blieb. An ihrer Stelle würde er ein gleiches tun. Übrigens glaubte er nach dieser Geschichte mit der Schneiderin ein Recht darauf zu haben, genau zu wissen, was diejenige tut, die seinen Namen trug.

Er hielt den Brief zwischen den Fingern und zögerte noch immer:

„Sei's denn! Alea iacta est! Wie Cäsar, überschreite ich den Rubicon!“

Mit diesen Worten nahm er den Brief aus dem Umschlag heraus und entfaltete ihn.

Der Brief enthielt zwei Empfangsbescheinigungen der Post, auf je 1500 Fr. lautend, die ohne Zweifel von Madame Verfin angeheftet worden waren. Die Bescheinigungen waren am selben Tag, mit einer Stunde Zwischenraum, ausgestellt worden, von zwei verschiedenen Bureaux. Im Brief hieß es:

„Meine liebe Schwägerin!

Soeben erhalte ich die 3000 Fr., um die ich Sie in der äußersten Not gebeten habe. Dank, tausend Dank! Der Himmel segne Sie, denn Sie haben mir das Leben gerettet, noch mehr: die Ehre!

Wenn Sie mir sie verweigert hätten, wäre mir nur die Kugel in den Kopf übrig geblieben. Ich hätte die Schande, eine Spielschuld zum Termin nicht bezahlt zu haben, nicht ertragen können.

Ihr Brief, den ich zugleich mit dem Geld erhielt, hat mich tief gerührt, und mir den Ekel am Spiel beigebracht, ich schwöre es durch einen Eid.

Diese 3000 Fr. sagen Sie mir, fehlen Ihnen sehr, weil Sie in diesen Tagen damit Ihre Schneiderin bezahlen sollten, und Sie

nun nicht wissen, womit sie diese Summe ersetzen können, ohne daß Sie meinen Bruder darum angehen.

Ich bitte Sie inständig, sprechen Sie ihm nicht von dieser unglücklichen Geschichte! Er soll die unsinnige Tat, mit der ich Sie belästige, so spät als möglich erfahren. Mein Betragen würde Daniel viel Mühe machen, und er beläme einen zu großen Zorn auf mich. Er hätte tatsächlich nicht unrecht!

Mit zwei Studenten der Medizin ließ ich mich dummerweise in eine Spielhölle schleppen. Wir haben natürlich verloren, und von dem Augenblick bis zum Empfang Ihres Briefes war ich förrlich auf glühenden Kohlen. Sie haben mich befreit, ich bin Ihnen dafür dankbar alle Tage meines Lebens.

Dank, nochmals tausend Dank!

Ihr Schwager

Paul Verfin.“

Wäre der Blitz zu den Füßen des Advokaten gefallen, er wäre weniger verblüfft gewesen als durch diesen Brief!

Sein jüngerer Bruder, der Mediziner, hatte also beim Spiel eine beträchtliche Summe verloren, und seine teuere Juliette war ihm diskret zu Hilfe geeilt, indem sie ihm die Summe, die für Madame Hubert bestimmt war, zugehen ließ? In derselben Zeit, da er ihr Verschwendung vorwarf, hatte sie durch ihre Sparsamkeit seinen Bruder vom Selbstmord gerettet! Sie hätte sich mit einem Wort verteidigen können, sie brauchte ihm nur die zwei Postquittungen zu zeigen, aber um dem Bruder das Wort nicht zu brechen, der die Sache geheim halten wollte, hatte sie geschwiegen und sich anschuldigen lassen? Dieser Zug von weiblichem Zartgefühl grenzte an Heroismus! Das war unerhört, unglaublich, wundervoll geradezu, und er, der Gatte, der sie doch schon lange kennen sollte, er hat sie verdächtigt, beinahe dummerweise bruskert, ohne das geringste zu ahnen, ohne sich zu sagen, daß die musterhafte Vergangenheit dieser Frau für die Gegenwart garantierte!

Verfin machte sich die lebhaftesten Vorwürfe und gab sich Namen, die gar nicht schmeichelhaft waren. Was Paul betraf, der eine ehrliche Neue zeigte, so konnte er ihn bei nächster

Gelegenheit ausschelten, und dann sprach man nichts mehr davon.

Mit Juliette war das eine andere Sache. Er war ihr Genugthuung schuldig wegen des unbegründeten Verdachtes, und überdies eine ernstliche Vergeltung für eine so großmütige Handlung. Den Brief ihr jetzt durch Françoise zugehen zu lassen, daran dachte er nicht mehr; er selber wollte ihn an seine Adresse besorgen, und noch vor Tisch.

Plötzlich erhob er sich und legte den Finger an die Stirn. Es war ihm eine Idee gekommen, die er sofort ausführen wollte. Er berührte die Klingel, und die Magd erschien:

„Françoise, ich gehe aus, höchstens für 20 Minuten. Sie sagen den Leuten, die etwa nach mir fragen, sie möchten mich erwarten!“

„Jawohl, Herr.“

Dann entnahm der Advokat der Kasse zwei Goldrollen, setzte den Hut auf und verließ das Haus.

Eine Viertelstunde war er, wie voraus gesagt, wieder zurück.

IV.

Nachdem er sich von dem zu schnellen Gang etwas erholt hatte, ging Versin zum Zimmer seiner Frau hinauf, wohin diese sich, wie er wußte, mit der Tochter zurückgezogen hatte. Leise klopfte er an die Thür.

Juliette kam selber um zu öffnen und schien sehr erstaunt.

Als Versin den traurigen Ernst auf dem Gesicht seiner Frau sah, fühlte er eine unsägliche innere Zerknirschung.

„Meine liebe Juliette“, sagte er ihr mit seiner sanftesten Stimme, „da ist ein Brief, den du wohl aus der Handtasche fallen gelassen hast, während du zuvor in meinem Bureau warst. Ich hab' ihn gefunden und bring' ihn dir.“

Beim Anblick des Umschlags konnte Madame Versin einen kleinen Angstschrei nicht zurückhalten, den sie aber sofort wieder zu ersticken versuchte:

„Ich Unglückliche, was habe ich getan!“ seufzte sie ganz verwirrt.

„Nichts, was meines Wissens zu tabeln wäre, sondern eine höchst verdienstvolle Handlung, wofür ich dir unendlich dankbar bin.

Verzeih' mir meinen Ärger von soeben und den kühlen Empfang! Ich habe dir Vorwürfe gemacht, wo du Lob verdienst! Trage mir nur nichts nach, ich bedauere, daß ich aufgebraust bin!“

„Ich kann dir nicht böse sein, Daniel, denn der Schein war gegen mich!“

„Aber, Liebste, warum hast du mir davon nichts gesagt, daß mein Bruder Geld verlangt hat?“

„Wenn du den Brief gelesen hast, wirst du das wissen!“

„Und wenn du die Summe nicht gerade bei der Hand gehabt hättest?“

„Dann hätte ich dir, trotz Pauls Verbot, von der Sache gesprochen. Ich hätte ein Verbrechen darin gesehen, durch mein Schweigen zu verschulden, daß er sich ein Leid antat. Aber ich hatte ja die Summe, sie lag für Madame Hubert bereit, deren Rechnung ich erwartete.“

„Und du hast die 3000 Fr. geschickt . . .?“

„Ohne Zögern. Und ich konnte zufrieden sein, nach der Eingebung meines Herzens gehandelt zu haben, da du ja, ohne von dem Abenteuer was zu wissen, die Rechnung meiner Schneiderin bezahlt hast! Du bist's also, der mit dem eigenen Gelde dem Bruder sich verpflichtet hat!“

Versin nahm seine Frau sanft in die Arme.

„Und ich, Papa? Umarmst du mich nicht?“ fragte Aline, die, auf einem Kissen sitzend, in einem Bilderbuch blätterte.

„Dich auch, mein teures Kind,“ erwiderte der Advokat, indem er das Töchterchen in die Höhe hob und herzte und küßte.

„Dann bist du auch nicht mehr böss mit Mama, sag?“

„Nein, niemals!“

„Dann will ich auch recht gut zu dir sein!“

Überglücklich zog Versin 2 Schmuckkästchen aus der Tasche, die in Form und Größe verschieden waren.

„Beide verdient ihr eine Belohnung“, sagte er, „Aline für sein mutiges Betragen bei Fanel, und Mama für ihre Großherzigkeit einem der meinen gegenüber. Ich freue mich, euch das schenken zu können!“

So sprechend reichte er einer jeden ein Schmuckkästchen.

„Was ist's?“ fragte Madame Verfin, ganz außer sich.

„Sieh selber!“ lächelte der Gatte.

Die junge Frau öffnete fieberhaft die luxuröse Umhüllung des Kleinods und ließ einen Freudenschrei aus.

Das Kästchen enthielt eine Brillantenbrofche, und gerade diejenige, die Madame Verfin sich so lange sehnlichst gewünscht hatte.

Im Schächtelchen, das für Aline bestimmt war, fand sich ein Kranz von feinen Perlen; dessen Anblick weckte in der Mutter wie im Kind ein Ausruf der Verwunderung.

„Ach, wie herrlich!“ rief Aline begeistert aus.

„Aber Papa, du verwöhnst uns wirklich!“ fügte Madame Verfin ganz gerührt hinzu, in Bewunderung der reichen Geschenke.

„Es ist noch nicht alles“, fuhr Verfin fort.

„Was denn noch?“

„Ich habe mir auch einen Schmuck gekauft, einen Siegelring, in den ich den gezogenen Zahn unserer Aline einfassen lasse. Morgen werde ich den Zahn zum Goldschmied Rue de la Paix tragen, und vor 8 Tagen schon werde ich mich damit schmücken können: er wird mich nicht mehr verlassen.“

So verging der Abend in reizender Unterhaltung. In diesem Viertel von Paris gab es zu dieser späten Stunde eine wahrhaft glückliche Familie.

* * *

Meint ihr nicht auch, daß man diese wahre Geschichte betiteln könnte: „Der Zahn des Kindes?“

S. Loudier.

Das Todesrad.

(Mit einer Abbildung).

I.

Der Abendschnellzug, den ich genommen hatte, um von Saint-Rémy nach Vilvoire zu gelangen, hält einige Minuten, wo das Geleise von Savigny einmündet; hier wartet er auf den Zug aus der Bretagne, der Pariser Zug ist ihm vorausgeeilt.

Mit letztem sind auch die Zeitungen ange-

kommen, die auf dem Perron im Handumdrehen verkauft sind.

An jenem Abend gingen die Lokalblätter vor, man riß sich darum mit unglaublichem Eifer. Als der Zeitungsträger am Coupé vorbeikam, in dem ich mit einem andern Reisenden saß, hatte er just noch ein Exemplar des „Signal von Vilvoire“ in der Tasche, das ich erstand, nicht ohne daß ich mit meinem Weggenossen unfreundliche Worte, ja sogar einige Prüffe wechselte.

Kaum hatten wir unsere Plätze auf der Bank wieder eingenommen, als der Zug aus der Bretagne in den Bahnhof einfuhr.

Bald darauf pflanzte sich unter dem Glasdach ein dumpfes Getöse fort:

„Er ist's!“ so hörte man rufen, „da, da... der Mörder, der Mörder!“

Ich lehnte mich hinaus und sah einen gut gekleideten jungen Mann mit Handschellen, den Kopf wie vor Scham gebeugt, der sich mühsam zwischen zwei Gendarmen hinschleppte.

War es das sympathische Außere, war es der peinliche Anblick der gebrochenen Gestalt, ich weiß nicht warum — aber ich fühlte in mir ein tiefes Mitleid aufsteigen für den Unglücklichen, auf dem die öffentliche Schande lastete.

Während der traurige Zug sich entfernte, um ein paar Wagen hinter uns einzusteigen, vernahm ich plötzlich, wie jemand schwer, fast laut atmete. Erstaunt blickte ich auf.

Von Saint-Rémy ab, wo ich meinen Reisegefährten im Coupé gefunden, hatte ich dem Unbekannten, der mir, offen gestanden, nicht gefiel, nur eine mittelmäßige Aufmerksamkeit geschenkt. Jetzt fiel mir die Veränderung in seinen Zügen auf. Die Gesichtsfarbe war aschfahl geworden, die Augen hatten sich geweitet, die Nasenflügel zusammengezogen, und die Lippen zuckten konvulsivisch... Alles deutete auf eine außergewöhnliche Sorge oder Furcht.

Soll ich's gestehen? Es mag ja unsinnig erscheinen, aber ich konnte mich des bizarren Verdachts nicht enthalten, daß zwischen der Szene, die ich erlebt hatte und dieser Veränderung im Wesen des Unbekannten ein ursächlicher Zusammenhang bestand.

Natürlich war das Unsinn, aber der Instinkt raisonniert nicht!

Übrigens faltete ich halb, als ich sah, wie

meine Aufmerksamkeit dem Gegenüber unangenehm war, die Zeitung auseinander; da stand ein mächtiger Titel in auffälligem Druck:

Das Verbrechen von Guérinière.

Ein alter Mann erwürgt. — Verhaftung des Mörders.

Dann kam die Schilderung, die wir hier folgen lassen:

II.

„Unsere Leser kennen die heitere Vorstadt mit dem Namen La Guérinière sehr wohl. In der schönen Saison haben sie dort oft geweiht, wo zierliche Villen aus roten und weißen Steinen, auf den Terrassen eines sanft nach dem Flusse abfallenden Hügels, mit ihren Laubgärten von weitem wie ebenso viele im Grün versteckte Nester erscheinen.

Dieses friedliche und frische Heim, wo ein Rentnervölkchen, meist aus zurückgezogenen Kaufleuten bestehend, von den Verdrießlichkeiten des frühern Gewerbes sich ausruht, in dem es inmitten seiner Treibhäuser und Spaliergärten ein sanftes Dasein genießt, war in vergangener Nacht der Schauplatz eines furchtbaren Verbrechens.

Das eine dieser Landhäuser, genannt die Rosenvilla, liegt am Ende der Kolonie und war von einem ehemaligen Drogisten, dem Papa Cordeau bewohnt. Dieser, 65 Jahre alt, verwitwet und kränklich, hatte eine treubewährte Haushälterin bei sich, Madame Georget.

Unser Rentier war immer sehr tätig geblieben. Er stand früh auf, inspizierte den Garten und beschäftigte sich mit allerlei Arbeiten in einem Zimmer, das er sich sozusagen als Laboratorium hatte einrichten lassen.

An diesem Morgen nun hatte Madame Georget ihrem Herrn geklingelt, ohne daß er ein Zeichen von sich gab. Da entschloß sie sich, an der Thür zu klopfen. Keine Antwort.

Voller Angst betrat sie das Gemach. Zuerst fiel ihr nichts Außergewöhnliches auf. Sie trat also zum Bett hin, wo der Herr unbeweglich und ganz unter der Decke lag. Das schien ihr seltsam.

„Herr!“ rief sie mit zitternder ahnungsvoller Stimme. „Herr! . . .“

Wiederum keine Antwort. Durch dieses Schweigen, das ihr furchtbar vorkam, in die Angst getrieben, schlug sie die Decke zurück. . .

Aber zugleich schrak sie zurück vor dem entsetzlichen Anblick, der sich ihr bot: da lag ihr Herr, steif, mit bläulichem Gesicht und mit aus den Höhlen hervorgetretenen Augen. . . Er war tot!

Von der Angst übermannt, rannte sie hinaus und schreckte mit furchtbarem Schreien die Nachbarn auf.

Man lief hinzu. Es war gerade ein Arzt aus Villoire da, der seine Tournée in Guérinière machte. Man holte ihn eilends. Schon eine oberflächliche Untersuchung der Leiche genügte, um die Wahrheit festzustellen: der alte Mann war nächtlicherweise erdrosselt worden!

Das Gericht wurde sofort benachrichtigt, es kam etwas vor Mittag an und nahm unverzüglich die ersten Feststellungen vor. Das Motiv des Verbrechens stand von vornherein fest. Ohne Zweifel handelte es sich um einen Raub. Die Schlüssel hingen noch am Bureau, in welchem Papa Cordeau seine Wertpapiere unterbrachte. Der Mörder hatte, als er das feige Verbrechen begangen, mit einer Frechheit ohnegleichen die Hosentaschen seines Opfers durchsucht, die am Fußende des Bettes auf einem Stuhl lagen, um ihnen den Schlüsselbund zu entnehmen, der ihm erlaubte, das Bureau nach Gutdünken zu durchstöbern.

Die Titel auf Liegenschaften ließ er unverfehrt; aber 34 000 Fres. in Obligationen auf den Namen des Inhabers und 2800 Fres. in Banknoten, außerdem eine Tasche mit 700 oder 800 Fres. in Gold sind verschwunden.

Die Nummern der Obligationen und auch die der Banknoten — denn Papa Cordeau war ein peinlicher Herr — stehen in einem Kassenbuch, das dem Mörder entgangen sein muß; denn damit wird er überführt.

Die bestätigenden Aussagen der Gouvernante ergaben sofort folgende wichtige Gruppierung der Tatsachen:

1) Madame Georget hatte selber um 8 Uhr abends mit gewohnter Gewissenhaftigkeit das Gitter des Gartens und die übrigen Zugänge zur Behausung geschlossen.

2) Obwohl ihr Zimmer auf den Gang mündet, an dem auch das Zimmer ihres Herrn

lag, hatte sie in der Nacht keinerlei verdächtigen Lärm gehört.

3) Endlich hatte auch der Hund, ein altes, bissiges und sehr wachsameres Tier, keinen Laut gegeben.

Man erklärten ihrerseits die Polizeibeamten, die unter der Leitung ihres Kommissars das Gitter und die Gartenmauer, wie auch sonst alle Türen der genauesten Prüfung unterzogen hatten, sie hätten nirgendwo das geringste von einem Versuch, einzusteigen und aufzubrechen, entdeckt.

Es konnte sich demnach zunächst nur um zweierlei handeln:

Entweder war es dem Mörder, der von draußen kam, gelungen, sich am Abend in die Villa einzuschleichen, bevor die Türen zugeriegelt waren und sich während eines Teiles der Nacht versteckt gehalten. Oder . . . man hatte es mit jemand zu tun, der im Hause kein Fremder war . . .

Schließlich blieb nur die letztere Hypothese übrig, die durch das Schweigen des Hundes und durch die Kühnheit des Missetäters geschützt war; denn dieser war stracks aus dem Zimmer des Rentiers gegangen, nachdem er über die Treppe durch den Korridor gekommen war, ohne daß er gestrauchelt wäre, ohne Zögern und ohne Lärm! . . .

Jetzt gab's einen wahren Theatereffekt! In dem Maße, wie die Untersuchung fortschritt und mit unerbittlicher Logik auf einen Punkt sich konzentrierte, zeigte die Haushälterin eine steigende Unruhe, was dem scharfen Auge der Richter nicht entging.

Als ihr einem Nachbar gegenüber das Wort entschlüpfte: „Aber hat denn Emil etwas hören können?“ mußte sie, durch Fragen gedrängt, schließlich gestehen, daß ihr Sohn, Emil Georget, die Nacht in der Rosenvilla zugebracht hatte und mit dem ersten Zug fortgefahren war!

„Mein Sohn,“ sagte sie, „ist in Bannes als Coiffeur etablirt. Da er sich in bedrängter Lage sah, war er am Abend zuvor nach Guérinière gekommen, um die Großmutter des Herrn Cordeau für ein Darlehen anzusprechen, welches dieser auch zugesagt hatte.“

Als sie sah, welcher peinlichen Eindruck ihre allerdings unerwarteten Enthüllungen auf die

Umstehenden machte, brach die Unglückliche in Tränen aus und beteuerte die Unschuld ihres Sohnes.

Aber die Spur schien doch zu ernst, als daß man darüber hinwegsehen konnte, und während eines Teils des Nachmittags wurden zwischen Vilvoire und Bannes, von Staatsanwaltschaft zu Staatsanwaltschaft, Telegramme gewechselt.

Emil Georget wurde gefunden, er hatte 2000 Fres. auf sich in Bankscheinen, deren Nummern im Kassenbuch figurierten.

Diese Tatsache wäre natürlich ohne Bedeutung, wenn er, wie er, gleich der Mutter, energisch beteuerte, das Geld gestern abend aus der Hand des Rentiers geliehen bekommen hätte.

Aber sagt er auch die Wahrheit? Hat er nicht seine Mutter belogen, die ja selbstverständlich, wie wir gleich hinzufügen wollen, außer Frage steht! Seine Aussagen werden mit Recht bezweifelt.

Dazu kommt, daß er am linken Unterarm eine ganz frische Wunde hat, die verdächtig erscheint, und für die er nur ungenügende Erklärungen geben konnte.

Kurz, es wurde ein Haftbefehl gegen ihn erlassen, und man erwartete ihn diesen Abend in Vilvoire, von wo er morgen früh 8 Uhr nach Guérinière gebracht wird, um mit der Leiche des Opfers konfrontiert zu werden.

Die über den jungen Mann eingeholten Auskünfte scheinen ihm eher günstig zu sein. Indes müssen wir, ohne uns schon auszusprechen, gestehen, daß der Verdacht, der auf ihm lastet, sehr ernster Natur ist. Es wäre leider nicht der erste junge Mensch, der bis zum Augenblick der Versuchung ehrlich blieb, aber unter dem Drange einer Geldverlegenheit in einem Moment geistiger Verwirrung auf die Bahn des Verbrechens hinüberglitt.

Jedenfalls ist zu erwarten, daß die Untersuchung ohne Verzug volles Licht in diese traurige Angelegenheit bringt.

Im Begriff, in Druck zu gehen, erfahren wir, daß ein Nisse des Verstorbenen und sein einziger Verwandter, der in Boulois wohnt, einem kleinen Ort, ungefähr 20 Kilometer von Saint Rémy, Herr Anatol Cordeau, auf die Nachricht von der Ermordung des Onkels ge-

antwortet hat, er werde mit dem Abendschnellzug ankommen, um dem Gericht die gewünschten Auskünfte zu geben.

Morgen werden wir weitere Einzelheiten bringen können."

III.

Diese Lektüre gab mir zu denken.

Die Lösung des Problems schien mir weder so einfach noch so klar, wie man dies im "Signal" darstellen wollte. Ich gehöre ein wenig zur Schule des berühmten Kriminalpolizisten, dem die „zu klaren“ Fälle verdächtig schienen. Und ich war nahe daran, dieser Geschichte von Guérinière einen gewissen dunklen Hintergrund zu leihen, den niemand ahnen konnte, der aber meine sentimentale Donquichotterie nur um so mehr reizte!

War es nicht möglich, daß sich die Justiz auf falscher Fährte befand? . . .

Ich war soweit in meinen Betrachtungen, als ich plötzlich wahrte, wie mein Gegenüber die fette Überschrift im "Signal" fixierte.

Dann sah er mich an. Aber mit welchem bettelndem Blick! Ich tat absichtlich so, als begriffe ich die stumme Bitte nicht, während seine Hände gleichsam zitterten vor Verlangen nach der Zeitung, und er seine rauhe Stimme auf den gleichgültigsten Ton zu stimmen versuchte:

"Pardon, mein Herr, wenn Sie die Güte haben möchten . . ."

Und als er ohne Zweifel mein Erstaunen merkte;

"Ich bin . . . der Neffe des . . . Mannes, von dem da die Rede ist . . ."

Er streckte die Hand aus, und ich reichte ihm die Zeitung.

Während er die Schilderung im "Signal" förmlich verschlang, konnte ich mir ihn nach Belieben ansehen.

Es war ein robuster Bursch von ungefähr 25 Jahren, mager, knochig, mit langen Beinen. Der Hals saß ihm tief in den leicht gebogenen Schultern. Er hatte eine braune Gesichtsfarbe und tintenschwarzes Kopf-, Schnurrbart- und Brauenhaar. Die Brauen trafen in einem Zirkonflex an der Wurzel der Nase zusammen, deren außergewöhnliche Biegung zusammen mit der vorstehenden Kinnbacke und dem heim-

tüchtigen, unsichern Blick, das Bild eines möglichst unhympathischen Menschen vervollständigte.

Aber woher kenne ich diese charakteristischen Züge eines Raubvogels, wo und wann hatte ich ihn denn schon gesehen?

Ich weiß nicht, welche neugieriger Drang angesichts dieser Ähnlichkeit über mich kam.

Aber umsonst versuchte ich meine Erinnerungen zu fixieren, bis zu dem Augenblick, wo der Unbekannte, nachdem er die Lektüre beendet hatte, mir die Zeitung zurückgab.

Wars das flüchtige Spiel der Physiognomie, war das Lächeln der Genugtuung, das an Stelle der sorgenerfüllten Miene trat, und dieser für die Dauer einer Sekunde ihren wahren Ausdruck gab? Jedenfalls fand sich mein Gedächtnis plötzlich wieder zurecht.

Wahrhaftig nein — es war nicht das erste Mal, daß ich mich dem Herrn Anatol Cordeau gegenüber befand! Und der Zufall wollte es, daß dieses Zusammentreffen — wie das erste — von ziemlich dunklen Umständen begleitet war . . . Man urteile selber!

IV.

Es sind nun vier Jahre her. Ich reiste in Geschäften in diesem Teil der Bretagne und war in Saint-Rémy im Hotel X. abgestiegen.

Ich litt an diesem Abend an einer heftigen Gesichtsnervralgie und hatte mich darum bald zu Bett begeben. Aber ich konnte unmöglich ein Auge schließen, drehte mich, unter unsäglichen Krisen, nervös hin und her, und hatte Mühe, Betrachtungen über das Wort anzustellen: "Das Leid, das wacht, ist doppelt lang."

In Ermangelung eines Bessern, hatte man mich in eine Art Pavillon einlogiert, der sein Licht von einem kleinen Hof erhielt; dieser ging auf ein dunkles Gäßchen hinaus, wo unter einem Schopf der Fahrradständer sich befand.

Der Pavillon war vom Hauptgebäude getrennt und umfaßte zwei Zimmer; das eine, das in Zwischenstockhöhe lag, beherbergte mich, das andere lag im Stockwerk darüber, zu dem eine Wendeltreppe führte.

Dieses Zimmer war aber durch diesen Anatol Cordeau bewohnt. Ich kannte seinen Namen nicht; aber während des Dinners war

mir seine Erregung der Bedienung gegenüber, seine Ungeniertheit, der vollständige Mangel an Haltung aufgefallen.

Es war, wie mir ein freundlicher Nachbar mitteilte, ein Sportsfahrer aus der Umgegend, ein notorischer Foulenger, der sich besonders gern an den Spieltschen des Casinos von Saint-Rémy herumtrieb. Er spielte um große Summen, so hörte ich, obwohl er außer den Rennbahnen keine Geldquelle hatte. Ubrigens verfehlte er kein Rennen in der Gegend, wo seine Schnelligkeit und seine unglaubliche Kühnheit ihm den charakteristischen Übernamen „Todesrad“ verdient hatten.

Er kam gerade von Vilvoire, erzählte mein Nachbar, wo er unter Tags einen viel umstrittenen Rekord geschlagen hatte.

Er hatte sich sehr spät schlafen gelegt und so geräuschvoll, daß ich glauben mußte, er sei betrunken.

Darum war ich nicht wenig erstaunt, als er mitten in der Nacht die Treppe hinabging. Aber diesmal ganz leise und so vorsichtig, daß ich ohne das kaum merkbare Krachen der Treppe, die von meinem Bett nur durch eine Dielenwand, so dünn wie Pappe, getrennt war, von dem heimlichen Ausgang nichts wahrgenommen hätte. Er mußte in den Strümpfen sein, denn er hatte sich erhoben und angekleidet ohne daß ich das geringste Geräusch hörte.

Dieses Übermaß von Vorsicht hatte meine Neugier geweckt. Ich wartete einige Minuten, dann schlich ich mich ans Fenster.

Es war Vollmond, so daß ich, wenn auch der Himmel ein wenig bewölkt war, ganz gut unterscheiden konnte, was im Hof vorging.

Ich sah einen Mann aus dem Schopf hervorkommen, ein Rad bei der Stange haltend, eine starke Maschine, halb Rennfahrer, halb Straßenrad, die ich vorhin, als ich mein Rad einstellte, dort gesehen hatte.

Sachte öffnete er die Türe, die auf das dunkle Gäßchen ging, und schlich sich hinaus, die Türe ging zu, und ich legte mich wieder zu Bett.

Bald darauf schlug meine Reiseuhr halb zwei Uhr.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß das Lun und Treiben des Unbekannten meine Neugier auf die Folter spannte. Warum

schlich er sich so fort und mitten in der Nacht? Und indem er sich zu verbergen schien? Wohin ging er? Wie lange würde der geheimnisvolle Ausflug dauern?

Das waren Fragen genug, um mich wach zu halten, auch wenn es die Schmerzen meiner Neuralgie getan hätten!

Zwei Uhr, halb drei Uhr — drei Uhr — halb vier Uhr. — Er kam immer noch nicht zurück!

Vier Uhr! . . . Aber was ist das? Dicht hinter mir an der Wand, aber auf der andern Seite, wischte was vorüber . . . Ich täuschte mich nicht, denn jetzt krachte die Treppe, wenn auch kaum vernehmbar — unter den bloßen Füßen! . . . Er ist's . . .

Ja, er war's, er lehrte auf sein Zimmer zurück, so vorsichtig als er gegangen war.

Dann strengte ich mein Gehör an, aber umsonst, ich hörte über mir auch nicht das geringste Geräusch, nicht ein Krachen des Dielenbodens!

Um so mehr ließ sich in der Frühe ein Lärm über mir hören, daß ich mit dem besten Willen die Anwesenheit eines Gastes im obern Zimmer nicht hätte ignorieren können . . .

Diese verdächtigen Manieren hätten schon Anlaß zu bedenklichen Mutmaßungen genug gegeben. Nun stelle man sich aber mein Entsetzen vor, als die Lokalblätter am selben Abend die Meldung brachten von einem frechen Verbrechen, das in dieser Nacht in Vilvoire geschehen war!

Die Inhaberin eines möblierten Hotels in der Rue de l'Écorche war ermordet und ihr etwas über 1600 Frs. geraubt worden, ungefähr um 3 Uhr früh, oder, wie die Untersuchung ergab, genau zwischen halb drei und drei Uhr!

Wie der Blitz kam es über mich, so brutal durchzuckte ein Verdacht mein Gehirn . . . Mein Zimmernachbar war der Mörder! . . . Er war abends zuvor in Vilvoire beim Rennen, er konnte also den Streich überlegen und nach Saint-Rémy zurückkommen, um ihn auszuführen, indem er dafür Sorge trug, daß er seine Anwesenheit in Saint-Rémy nachweisen konnte. Ich allein hätte Aufschluß geben können.

Aber ein Einwand dagegen war nicht abzuweisen: Saint-Rémy liegt etwa 64 Kilometer

von Vilvoire ab, eine Distanz, die mit dem Rückweg 128 Kilometer machen würde. Zwischen halb 2 Uhr und 4 Uhr fuhr aber kein Zug zwischen den beiden Städten, und in der Zeit von 2 $\frac{1}{2}$ Stunden, während welcher der Fremde fort war, konnte er unmöglich eine so furchtbar weite Strecke zurücklegen, geschweige denn die nötige Zeit finden, um seine traurige Tat zu vollbringen.

Ohne Zweifel hatte ich ihn mit seiner Maschine fortgehen sehen, auch hatte ich es mit einem Kraftfahrer zu tun, der in der Gegend nicht seinesgleichen fand. Aber eine solche Leistung schien doch die Grenzen des Menschenmöglichen zu übersteigen!

Dieser Mord, dessen Urheber unbekannt blieb, hielt die öffentliche Meinung lange in Aufregung. Eine Reihe von Hypothesen wurden aufgestellt, man verfolgte verschiedene Spuren, aber alles umsonst. Man verhaftete sogar Verdächtige, aber man mußte sie wieder frei lassen. Während drei Monaten veröffentlichten die Blätter von Vilvoire Informationen über die Angelegenheit, aber diese wurden immer spärlicher und hörten schließlich ganz auf.

Gewisse Einzelheiten von diesen Informationen schienen meinen ersten Verdacht zu bestätigen. Auch wurden Reforde aufgestellt, die eine Ahnung davon gaben, daß das wohl möglich war, was mir damals eine unmögliche Leistung schien.

Um meine Zweifel zu klären, hätte ich mich entschließen müssen, sie dem Gericht mitzuteilen. Aber es ist immer eine heikle Geschichte, einen Menschen anzuklagen, wenn sich's dabei um die Todesstrafe handelt. Und das gibt immer Unannehmlichkeiten, es sei denn, daß man zur anonymen Angeberei, zu dieser Waffe der Feiglinge, seine Zuflucht nimmt, vor der ich einen unüberwindlichen Abwillen empfand.

Ich blieb also still. Aber die Überzeugung von der Schuld meines Zimmernachbarn hatte sich in mir gefestigt: immer wieder sah ich diesen Menschen vor mir, über die Lenkstange gebeugt, wie er auf Wunderflügeln dahinsauzte, unter dem fahlen Mondlicht, in einem Stahlblich, schneller, immer schneller . . ., sich antreibend auf der Fahrt zum Mord!

„Todesrad“ — ein Name der ihm gehörte!

Und nun sah ich ihn wieder, vier Jahre später, ohne Zweifel, schon als Neffe des Ermordeten, in ein Verbrechen verstrickt, das für mich so dunkel wie das erste war!

Was bedeutete diese Unruhe bei der Stelle, wo es sich um den mutmaßlichen Mörder handelte? Das war eine so heftige Aufregung, daß bei seinesgleichen auch der Umstand der Verwandtschaft nach meiner Ansicht nicht genügte, um sie zu erklären.

Welche Angst regte ihn auf, oder welche Gewissensbissen?

V.

Ich weiß nicht, ob mein Gegenüber auf dem Grunde meiner Seele die Zweifel las, die mich seit Savigny beschäftigten. Aber sein Verhalten hätte den Verdacht nahelegen können.

Er hatte eine Sportszeitung her vorgezogen, der er augenscheinlich eine gekünstelte Aufmerksamkeit zuwandte. Tatsächlich diente sie ihm als Versteck, hinter dem er mich beobachtete.

Von ungefähr sah ich wohl, wie sein düsterer Blick von Zeit zu Zeit die Seite überflog und bei mir verweilte.

In diesem zugleich verschmitzten und harten Blick lag Angst und Drohung. Und fürwahr, als ich die Struktur der knöchigen Hände und die Länge der Daumen, richtiger Mördersdaumen sah, schaute ich unwillkürlich auf, um mich über die Notleine zu vergewissern.

Der Rest der Fahrt ging indes, bei dieser gegenseitigen Beobachtung, ohne Zwischenfall vorüber. Es war stockfinstere Nacht, als der Zug in den Bahnhof von Vilvoire einfuhr. Noch bevor der Zug still stand, öffnete mein Gegenüber plötzlich die Coupétür und sprang auf den Perron.

Während ich meine Siebensachen zusammennahm, gewährte ich unter der Bank, wo der andere gerade noch gefessen war, etwas, was glänzte. Ich hob das Ding auf und hielt es gegen die Lampe. Es war ein Ringlein aus Silber getrieben, eine ziemlich schöne Arbeit mit einem kleinen Diamant, anscheinend der Fingerring eines Mädchens.

Gut, dachte ich, der Herr ist fort, ich hole

Jahre
s Er-
as für

Stelle,
r han-
gung,
d der
ht ge-

welche

af dem
s, die
n Ver-
nnen.
zogen,
Auf-
nte sie
obach,

sterer
g und

arten
wahr,
e und
rbers-
f, um

dieser
enfall
s der
nfuhr.
mein
prang

nmen-
wo der
was
elt es
n aus
Arbeit
d der

h hole



Ach, du Kanaille! schrie er, während die Polizisten ihn im Zaum zu halten suchten. 7

ihn nicht mehr ein, aber ich kann ihm ja den Ring morgen in Guérinière geben.

So wie so hatte ich mir vorgenommen, einen Abstecher dahin zu machen, wenn die Konfrontation vorgenommen wurde; jetzt hatte ich einen Grund mehr, es zu tun.

Ich ging also zur Rosenvilla, ein wenig vor der Zeit, die im Blatt stand, und konnte mitten in der Menge hören, was man zur Sache sagte.

Und die Menge war weit davon entfernt, dem Herrn Anatol günstig gesinnt zu sein.

„Der ist's, der wird erben!“ schrie eine Frau, ohne ihren heftigen Abwillen zu verbergen, „dieser Taugenichts, dieser Faulpelz, den der Onkel vor die Tür werfen mußte, weil er ihn bestahl! Der wollte nie arbeiten, aber um so mehr spielen und sich's gut sein lassen! Man weiß nicht, wovon er lebt! Wenn das nicht Sündenschande ist, daß das Geld solchem Gesindel zufällt! Ein Lumpenkerl ist's!“

In der Runde stimmte man ihr zu. Dafür zeigte man allgemein Sympathie für die Georget, die niemand für fähig hielt, an einem solchen Verbrechen teilzuhaben.

„Ja,“ sagte einer in meiner Nähe, „die furchtbare Anklage, die auf dem Sohn lastet, hat gar keinen Sinn, wenn man bedenkt, daß durch den Raub von Corbeaus Papieren die gerechten Aussprüche seiner Mutter wie seine eigenen zuschanden wurden!“

„Was?“ fragte ich erstaunt, „inwiefern dies?“

„Wie? Das ist sehr einfach. Der alte Corbeau hatte in der letzten Zeit Verfügungen zugunsten der braven Frau getroffen, deren Hingebung er seit Jahren zu würdigen gelernt hatte. Da er also nicht wollte, daß nach seinem Tode das Vermögen an die Kanaille von Neffen überging, hatte er ein eigenhändiges Testament gemacht, wodurch seine Haushälterin zur Universalerbin eingesetzt wurde. Emil — und er wußte es — war darin auch nicht vergessen.“

„So ist die Sache?“

„Jawohl! Das Testament lag im Schreibtisch. Oft hat der Rentner lächelnd den Umschlag der Georget gezeigt, die ihn noch am Vorabend des Mordes gesehen hat, neben den Wertpapieren.“

„Und der Umschlag ist fort?“

„Mit den Obligationen, den Banknoten und dem Portemonnaie.“

„Teufel auch!“

„Jetzt werden Sie begreifen,“ so schloß mein Nachbar triumphierend seine Beweisführung, „warum diese Anschuldigung Unsinn ist. Nehmen wir an, der junge Mann hätte das Gold und die Papiere gestohlen, so werden Sie ihn doch nicht für dumm genug halten, eine Schrift zu entwenden die ihn und seine Mutter zu reichen Leuten machte? Er hätte sich damit begnügt, den Alten zu töten, um ihn zu erben!“

„Das ist klar!“

Das Argument war in der Tat schlagend, und es entsprach vollkommen dem juristischen Axiom: „Wem nützt das Verbrechen?“

Um so mehr wandte sich dieses Axiom gegen den Herrn Anatol, der dadurch, daß das ihn enterbende Testament verschwand, allein Nutzen vom Tod seines Onkels hatte.

In mir wurde der von Anfang instinttive Verdacht allmählich zur förmlichen Gewißheit, der Gewißheit, die gerade in den für den jungen Georget als gravierend betrachteten Umständen ihre Bestätigung fand.

Als ehemaliger Bewohner des Hauses kannte der Neffe ohne Zweifel die Verhältnisse. Er konnte den Nachschlüssel zu den Türen behalten haben. Er war für den alten treuen Hund kein Fremder. Und wenn man die Hypothese mit dem furchtbaren Raub des Radfahrers hinzunahm, so kam man, unter gleichen Umständen, auch wieder zur Feststellung, daß er es gewesen war, der, wie der Blitz, in der friedlichen Wohnung erschien und den Tod brachte . . .

Das Todesrad!

Aber auf welchem Wege konnte ich seine Schuld beweisen? Wenn ich ihn bloß anzeigte, konnte man mich für verrückt halten!

VI.

In diesem Augenblick rückte die Menge zusammen, das Gericht war angekommen.

Ich zerbrach mir den Kopf, um ein Mittel zu erdenken, das mir erlaubte, der Konfrontation beizuwohnen. Da erblickte ich im Zuge einen Redakteur des „Signal“, mit dem ich

einmal in Verkehr gestanden hatte. Ich teilte ihm mein Anliegen mit, und er stellte sich mir in der liebenswürdigsten Weise zur Verfügung. Es genügte, daß er dem Polizeikommissar ein Wort zuflüsterte, und ich erhielt die gewünschte Erlaubnis. Auf ein Zeichen folgte ich dem Redakteur in den ersten Stock, wo die Leiche, wie auch sonst alles sich noch vorfand, wie es vordem gewesen war.

Ich werde bei dem düstern Anblick nicht verweilen, der sich mir bot. Da lag der Körper steif unter einer weißen Decke, nur der fürchtbar aufgeschwollene Hals und das durch den Erstickungstod verzerrte Gesicht standen hervor — ach, ein Gesicht, aus dem die Augen herauszutreten drohten, und mit einem ver-glasten Blick, der Furcht und unsäglichem Schmerz kundgab.

Gewiß, das war ein düsterer Anblick! Aber daneben, welch ergreifendes Bild! Ein Unglücklicher, der seine Unschuld hinausrief, in Tönen voller Ehrlichkeit, die durch Mark und Bein drangen! Da mußte er sich herum-schlagen mit Leuten, die verbündet schienen, um ihn zu verderben, die mit Sperberaugen auch die geringste Erschütterung ihres Opfers, auch den kleinsten Gedächtnisfehler zu seinen Ungunsten auszubenten suchten!

Und ich war ohnmächtig, ihn aus den Krallen seiner Henker zu befreien, obwohl ich die moralische Gewißheit von der Schuld des andern hatte! Dieser andere stand da und verfolgte alles mit heimtückischem Blick und einem bösen Lächeln um den Mund!

Die Fragen folgten aufeinander, dringlich und versänglich. Der Angeklagte gewann allmählich seine Kaltblütigkeit wieder, und wandte nun seine ganze Kraft auf zur Verteidigung — seines Lebens, seiner Ehre, wovon auch Leben und Ehre seiner Frau und seiner Kinder, und nicht zuletzt seiner unglücklichen Mutter abhing, die zu Füßen des Bettes still in sich hineinweinte. Der Angeklagte, sage ich, erwiderte ruhig und wies die Argumente zurück, die sich über seinem Haupte aufstürzten, mit einer Präzision, die leider gegen ihn gedeutet wurde.

„Nicht wahr?“ schienen die Richter zu sagen, indem sie, halb ungläubig, halb ver-

achtend, mit den Achseln zuckten, „der kann sich beherrschen, so ein Schuft!“

Dazwischen wurde eine Frage gestellt, die, obwohl scheinbar nebensächlich, meine Aufmerksamkeit erregte. Sie hatte Bezug auf die Summe in Gold, die zugleich mit den Wertpapieren verschwunden war. Diese Summe war in einer Börse, über welche die Haushälterin sich äußern sollte. Da bei Emil Georget kein Gold gefunden wurde, als man ihn festnahm, war es von Bedeutung, zu wissen, ob die Börse, als der Raub geschah, sich im Schreibtisch befand, den der Mörder durchwühlte.

„Jawohl,“ erklärte Madame Georget unter Tränen, „sie war darin. Es war ein Namens-tagsgeschenk der seligen Madame Corbeau für ihren Mann. Der arme liebe Mensch hielt dieses Andenken hoch in Ehren und hielt es darum im Schreibtisch eingeschlossen, wo ich es vorgestern abend noch gesehen habe. Aber ich schwöre Ihnen, daß mein Sohn . . .“

„Sagen Sie nur, wie die Tasche ausgesehen hat!“

„Es war eine altertümlich gestickte Börse. wissen Sie, die mit zwei Ringen schloß. Sie ist übrigens sehr schön, die Maschen sind aus Seide, rot wie Klatschmohn, mit kleinen Silberperlen an den Knoten. Die Ringe sind auch aus ziseliertem Silber . . .“

Bei diesen Worten ging es durch mich, wie ein elektrischer Schlag. Ich sprang von der Erde, wo ich stand, auf, und hielt mich direkt abseits. Zum nicht geringen Erstaunen der Umstehenden trat ich schnurstracks auf die Haushälterin zu, zog den Gegenstand aus der Tasche, den ich abends zuvor auf der Bank des Coupés gefunden hatte, und den ich in meiner Dummheit für den Fingerring eines Mädchens hielt. Ich begnügte mich, der Frau den Ring hinzuhalten, ohne ein Wort zu sagen.

Kaum hatte sie den Blick daraufgeworfen, als ihr ein Angstschrei entfuhr:

„Aber das ist ja einer der Ringe von der Börse meines armen Herrn!“

Dann wandte ich mich an die verblüfften Richter: „Meine Herren,“ erklärte ich mit lauter Stimme, „ich behaupte hiermit und kann es beweisen, daß Emil Georget das Ver-

brechen, dessen Sie ihn zu Unrecht beschuldigen, nicht begangen hat!"

"Was soll das?" fragte mich der Untersuchungsrichter, indem er die Brauen senkte, "ich fordere Sie auf, sich sofort zu erklären!"

Ich wandte mich dem Elenden zu, dessen Gesicht sich zusehends entstellte, ich bekannte die Zweifel, die sein Verhalten in Savigny in mir aufsteigen ließen, und erzählte, wie der silberne Ring in meinen Besitz gekommen war. Mit dem Finger auf Anatol deutend, schloß ich:

"Der Mörder, meine Herren, ist hier!"

Der Schurke hatte Zeit gehabt, während meiner Erzählung wieder Fassung zu gewinnen. Auf meine direkte Anklage erwiderte er kaltblütig, indem er verächtlich die Achseln zuckte:

"Diese Geschichte mit den Ringen ist Unsinn! Es fällt mir nicht ein, über so dumme Geschichten zu diskutieren. Man kann doch wohl nicht an zwei Orten zugleich sein, was? Wir können fünfzig Personen beschwören, daß ich vorgestern den Abend in Boulois verbrachte . . ."

"Die ganze Nacht?" unterbrach ich ihn.

"Natürlich," höhnte er, "ich habe das Café du Commerce verlassen, als es geschlossen wurde."

"Um wie viel Uhr war das?"

"Um halb ein Uhr — ich kann es genau sagen, man kredenzte dem neuen Leutnant der Pompier's einen Ehrenpunsch."

"Und dann?"

"Nun ja, wie sonst auch war ich heute morgen 6 Uhr beim Coiffeur!"

"Ach ja, es ist immer leicht, sich ein Alibi zu verschaffen."

"Wenn Sie erlauben," warf der Staatsanwalt ein, "betrachten wir die Sache in Ruhe: Wenn Herr Anatol Corbeau in der Lage ist, uns zu beweisen, daß er bis halb 1 Uhr vorgestern in Boulois war, und ebenso von 6 Uhr ab, so ist es doch materiell unmöglich, daß er im Augenblick, da das Verbrechen in Guérinière geschah, hier war!"

"Wieso denn, Herr Staatsanwalt?"

"Weil die Distanz zwischen Villoire und Boulois, wenn ich nicht irre, 80 Kilometer beträgt . . ."

"Hin und her 160," lachte Anatol, "in fünf, sechs Stunden, nein, das ist ja zum Kugeln! Verrückt ist das!"

"Sicher ist," bestätigte der Untersuchungsrichter, "daß die Anklage in sich zerfällt, denn ein Zug geht keiner, weder abends noch am Morgen zwischen Villoire und Boulois. Man müßte denn schon ein Vogel sein . . ."

"Oder Radfahrer von Beruf, wie dieser Mensch da . . ."

Ich trat vor und sagte ihm gerade ins Gesicht:

"Es wäre nicht zum erstenmal, daß Sie einen solchen Streich sich leisten, Herr Anatol Corbeau genannt Todesrad!"

"Was?" stotterte er, "was . . . was phantastieren Sie da zusammen?"

"Was ich phantastiere? So erzählen Sie doch, bitte, den Richtern, die um Sie herum sind, das Ziel des Ausflugs, den Sie von Saint-Rémy aus zwischen halb 3 und 3 Uhr in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober 1898 unternahmen! Erzählen Sie ihnen doch auch die Einzelheiten!"

Wie ein Schrei ging es durch die Leute, von denen die meisten die wenn auch schon veraltete Affäre, an die ich so unerwartet erinnerte, noch gegenwärtig hatten.

Im Übrigen brauchte ich meine neue Anklage nicht zu beweisen. Sich ohne Zweifel verloren gebend, stürzte sich der Kerl in einer plötzlichen, unbezwinglichen Wut, die ihn in dem Augenblick alle Vorsicht vergessen ließ, mit bebenden Fäusten auf mich.

"Ach, du, Kanaille!" schrie er, während die Polizisten sich zwischen uns warfen, um ihn im Zaume zu halten, "du warst es also, der in jener Nacht über mir logierte! Daß ich's nicht eher wußte! Du wärest heute nicht da, um mich anzuklagen, das sag' ich dir!"

Solche Worte waren ein Geständnis.

Sofort in Freiheit gesetzt, fiel Emil Georget weinend in die Arme seiner Mutter, während die Agenten den schrecklichen Menschen mit Handschellen fortführten, der seinem Übernamen, seinem unheimlichen Übernamen schon zweimal Ehre gemacht hatte: Todesrad!

Maxime Audouin.